DER QUERSCHNITT

VIII. Jahrgang Heft 6

INHALTS-VERZEICHNIS

Oskar Fried ..... *Arturo Toscanini*
Ruth Kleiber ..... *Kleiber auf Reisen*
Paul Valéry ..... *Bossuet*
Jacques-Bénigne Bossuet ..... *Weltgeschichte für den Dauphin*
Siegfried Loewy ..... *Schubert-Nachhall*
Otto Fischer ..... *Die Plastik der T'angzeit*
Anton Kuh ..... *Die Narren von Goerz*
Fahrmeister Wilhelm Haertner ..... *Achtung, Kurve!!*
Paul Morand ..... *Rothäute*
Francis Jammes ..... *Altes Bild*
Adele von Finck ..... *Chirologie und Chiromantie*
Rudolf Grossmann ..... *Wahrsager*
Karl Christian v. Loesch ..... *Schlafwagen*
Max Jacob ..... *Elie Lascaux*
G. P. Naschér ..... *Japanische Reisenotizen*

Bücher- und Schallplatten-Querschnitt
Marginalien / Das Ausland

Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

*

Umschlagbild nach einer Lithographie von Erick Heckel
(Linden-Verlag, München)

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Walter Mattheß, Berlin
Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien, I., Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilhelm Neumann, Prag

DÜSSELDORFS AUSSTELLUNG MAI — OKTOBER 1928

DEUTSCHE KUNST DÜSSELDORF 1928

EIN ÜBERBLICK ÜBER DAS KUNSTSCHAFFEN DER GEGENWART

Imre Goth

ARTURO TOSCANINI

Von

OSKAR FRIED

Als ich letzthin in Mailand eintraf, erwartete mich am Bahnhof ein Vertreter der Scala, in der ich dirigieren sollte. Angenehm überrascht von dieser Aufmerksamkeit, wie ich sie sonst nicht gewohnt bin, stellte ich als erstes die Frage: „Ist Toscanini in Mailand?" Ich hatte ihn noch nie gehört, und ich war aufs äußerste gespannt, einen Menschen kennenzulernen, dessen Ruf die Welt erfüllt. Als skeptischer Berliner hatte ich freilich schon oft die Erfahrung gemacht, daß es bei Männern, von denen viel gesprochen wurde, nachher immer nur halb so schön war. Sollte ich auch hier die übliche Enttäuschung erleben?

Meine Neugier wurde auf keine lange Probe gestellt. Toscanini war in Mailand und dirigierte am gleichen Abend sein letztes Konzert. Ich kam noch zurzeit, um eine Haydn-Symphonie zu hören. In meinem ganzen Leben, ich bekenne es offen, habe ich noch nie eine solche Wiedergabe Haydns erlebt, eine derartig zärtliche Liebe zu dem Stil und für die Klangschönheit, und eine so peinliche Genauigkeit in allen Details. Das Orchester spielte, erzogen und geführt von diesem außerordentlichen Mann, vollendet schön. So war es bei der Haydn-Symphonie, und so blieb es bei zwei folgenden modernen Stücken, sie wurden

ohne jede Pedanterie mit vollendeter Sorgfalt behandelt. Ich hörte zu wie in einem Rausch und glaubte, meinen eigenen Ohren nicht trauen zu dürfen. Mailand, das wurde mir mit einem Male klar, ist durch Toscaninis Genie und Pflichtgefühl dem Kunstwerk gegenüber zur Heimat der Musik geworden.

Nach dem Konzert wurde ich dem Präsidenten der Konzertveranstaltungen, dem Grafen Ciccogna, vorgestellt. Ich war mir bewußt, in die schwierigste Lage meines künstlerischen Lebens geraten zu sein und fragte ängstlich, ob ich auch wirklich die von mir geforderten vier Proben für jedes Konzert zugebilligt erhalten würde. Sollte ich doch die siebente Symphonie von Bruckner und Strauß' Alpensymphonie auf Wunsch der Konzertdirektion zum erstenmal für Mailand zu Gehör bringen. Und wieder wurde ich aufs freudigste überrascht, denn des Grafen liebenswürdige Antwort auf meine Frage lautete: „Wir haben Ihnen für Ihr erstes Konzert sieben Proben angesetzt und für das zweite Konzert neun Proben und hoffen, daß Sie zufrieden sind." Na, ob ich zufrieden war. Da ich an den merkwürdigen Betrieb der meisten europäischen Großstädte gewohnt bin, wo man die „Künstler", zu denen ja die Kapellmeister auch gehören, danach einschätzt, mit wie wenig Proben sie auskommen, so fühlte ich gerührt, daß es nur Toscanini gewesen sein konnte, der dieses so bemerkenswerte und doch so selbstverständliche Abweichen von der Regel bewirkt hatte.

Am nächsten Tag war die erste Probe. Sie dauerte von 1½ bis 4½. Als sie beendet war, begrüßte mich Toscanini, den ich bis dahin nicht bemerkt hatte, und gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß ich Bruckner und Strauß dirigieren werde. Toscanini war dann auf jeder Probe und unterstützte mich mit seinem Rat, wo er konnte. Ohne ihn hätte ich die schwierigen akustischen Probleme, die die Scala aufgibt, nicht bewältigen können. Er fand die geeignete Aufstellung für die Orgel, daß sich ihr Klang mit dem der Holzbläser in der Alpensymphonie richtig mischte, kurz, er war mit einer solchen Hingabe bei den Proben, als gälten sie seinen eigenen Konzerten. Aus tiefstem Herzen dankbar für diese selbstlosen Freundschaftsdienste, bekenne ich, in ihm nicht nur einen wundervollen Künstler, sondern auch einen liebenswürdigen Menschen gefunden zu haben.

Er ist gar kein Poseur und doch ablehnend gegen alles Aeußerliche, ein Diktator und Fanatiker, der keine Rücksichten kennt, und doch kein Wüterich, wie er verschrien ist, sondern ein wunderbares Kind, mit Recht der Abgott nicht nur in Mailand, sondern in ganz Italien, so mächtig wie der Duce, und das Stärkste, was es in dieser Welt als Dirigenten gibt.

Die Art, wie in der Scala unter dem Einfluß Toscaninis Kunstpflege getrieben wird, erinnert mich an die besten Zeiten Mahlers in Wien. Das Orchester ist menschlich so erzogen und diszipliniert, daß die Proben bei aller Anstrengung — sie finden täglich zweimal statt, und es wird bis zur Erschöpfung gearbeitet — ein reiner Genuß sind. Die schönsten Tage meines Lebens waren hier in Mailand.

Deutschland ist wie kein anderes Land in der Lage, Toscaninis Größe zu würdigen. Ich wäre glücklich, wenn dieser außerordentliche Künstler einmal als Gast zu uns käme. Was ich dazu tun kann, will ich gerne leisten.

Siegfried Scbba

KLEIBER AUF REISEN

Von

RUTH KLEIBER

Als Kleiber und ich einmal, bevor wir verheiratet waren, in einem tropischen Garten in Buenos Aires spazierengingen, sagte er zu mir, ich könnte ihn vielleicht später einmal nach Rußland begleiten. Was für Bilder sah ich da vor Augen! Rußland — die große, grüne Fläche auf der Landkarte in der Schule! Hochgewachsene, schwarzbärtige Männer, Tänzer mit roten Schaftstiefeln, Schlittenglocken und slawische Musik! O ja, ich wollte schrecklich gern nach Rußland!

Drei Monate später waren wir unterwegs. Im Zug Berlin—Riga lernten wir „Wie lerne ich fließend Russisch in zwei Wochen". Wir lernten sehr schnell „danke", „bitte", „Bier" und andere nützliche Worte.

In Riga versuchten wir vergeblich, Zimmer mit Bad zu bekommen. Die gibts dort nicht. Die Sonne schien, die Erde lag voll Schnee — so mieteten wir, da unsere Hoffnung auf ein Bad getäuscht war, einen Schlitten (eine lettische Taxe), fuhren herum und sahen uns alles an.

Abends nahmen wir den Zug nach Leningrad (das St. Petersburg meiner Schulbücher). Wir waren schrecklich neugierig auf unseren Schlafwagen, denn wir hatten uns bei der Wahl zwischen „Weich" und „Hart" für die „Weiche" Klasse entschlossen. Es waren Doppelfenster im Wagen, so daß wir weder frische Luft noch Ventilation hatten. Es gab keinen Speisewagen, aber der Schaffner, der es seinen einzigen Passagieren ein bißchen behaglich

machen wollte, bot uns von Zeit zu Zeit Tee an. Wir mußten ihn schnell austrinken, da bloß zwei Gläser existierten — eines für den Schaffner und eines für den Kondukteur.

Die Heizungsröhren leiteten zu einem altmodischen Kohlenofen am Ende des Wagens, den ein temperamentvoller Beamter bediente, der uns je nach Laune einen Augenblick rösten und einen Augenblick vor Kälte schauern ließ.

Gegen Extra-Bezahlung bekamen wir Laken, Kissen und Kissenbezüge, und die Betten waren wirklich sehr sauber; aber Handtücher gab's weder zu kaufen noch zu leihen.

In Ostrowo, der russischen Grenzstation, sahen wir am nächsten Morgen eine Riesenmenge von Zollbeamten vor uns. Mit vertrauensvollem Lächeln wiesen wir unser Schreiben von der Sowjet-Gesandtschaft in Berlin vor. Lesen konnten wir es nicht, aber wir waren davon überzeugt, daß es eine Beglaubigung unserer Person und eine Bestätigung enthielt, daß uns die Sowjet-Republik zu Konzerten in Leningrad eingeladen hatte. Unsere Vertrauensseligkeit half uns nichts, wir mußten alle sieben Gepäckstücke öffnen. Jedes Stück unserer Habe wurde genau untersucht, aber die lebhaftesten Diskussionen erregten die verschiedenen „Partituren". Sie hatten offenbar schon lange Zeit nicht so viel interessante Dinge gesehen und waren entschlossen, die Gelegenheit gründlich auszunützen. Mein Morgenkleid untersuchten sie argwöhnisch, ob es etwa eine Bombe in seinen Falten verberge, zogen es hin und her und hielten es ans Ohr, bis sie es schließlich doch für harmlos befanden. Auch unsere Diktionäre und Tagebücher erregten außerordentliches Interesse.

Wir waren hungrig, mächtig hungrig; so ließ Kleiber im Stationsrestaurant von Ostrowo sein frischgebackenes Russisch auf die arglosen Einheimischen los, die eine erstaunliche Auffassungsgabe bewiesen und uns mit großen Platten Schmorfleisch, Brot, Käse und Tee aufwarteten.

Meine Hauptbeschäftigung während der drei Wochen in Rußland war, für Bäder und frische Wäsche zu sorgen und schnelle Mahlzeiten für meinen Mann zu bereiten, der zweimal am Tage zwischen den Proben ins Hotel kam, stets in schrecklicher Eile. Das Hotelpersonal sprach größtenteils nur Russisch. Es war wie ein Gesellschaftsspiel: Man bestellte etwas, und dann setzte man sich hin und wartete voll Neugier, was man wohl bekommen würde. Einmal wollte ich Eier haben. Da der Kellner mein Russisch nicht verstand, malte ich es ihm auf, meiner Ansicht nach die Illustration eines normalen Eis. Aber ach! — er kam mit einem Teller voll Kuchchen wieder!

Für Kleiber hat das Leben seinen Reiz verloren, wenn er kein Brausebad nehmen kann. Im Hotel gab's keines, also kaufte ich ein paar Meter Gartenschlauch und eine Gießkanne. An dem einen Ende des Schlauches machte ich die Schnauze der Gießkanne fest, und das andere Ende steckte ich an den Wasserhahn — — eine herrliche Dusche!

Wir machten verschiedene Schlittenfahrten durch die wundervolle alte Stadt, und der deutsche Generalkonsul lud uns liebenswürdig zu einer Autofahrt nach Zarskoye Sjelò (jetzt Djetskoye Sjelò) ein. Aber wir blieben auf halbem Wege im Schnee stecken und liehen uns von einem Bauern, der vorbeikam, einen Schlitten und einen alten Gaul, der vielleicht weiß gewesen

Ingres, La belle Zélie

Leihgabe des Museums in Rouen auf der Ausstellung französischer Kunst in Kopenhagen

Pacific u. Atlantic Photo

Wachsbüste der Kronprinzessin Astrid von Belgien. Von Imans

Photo W. Süßmann

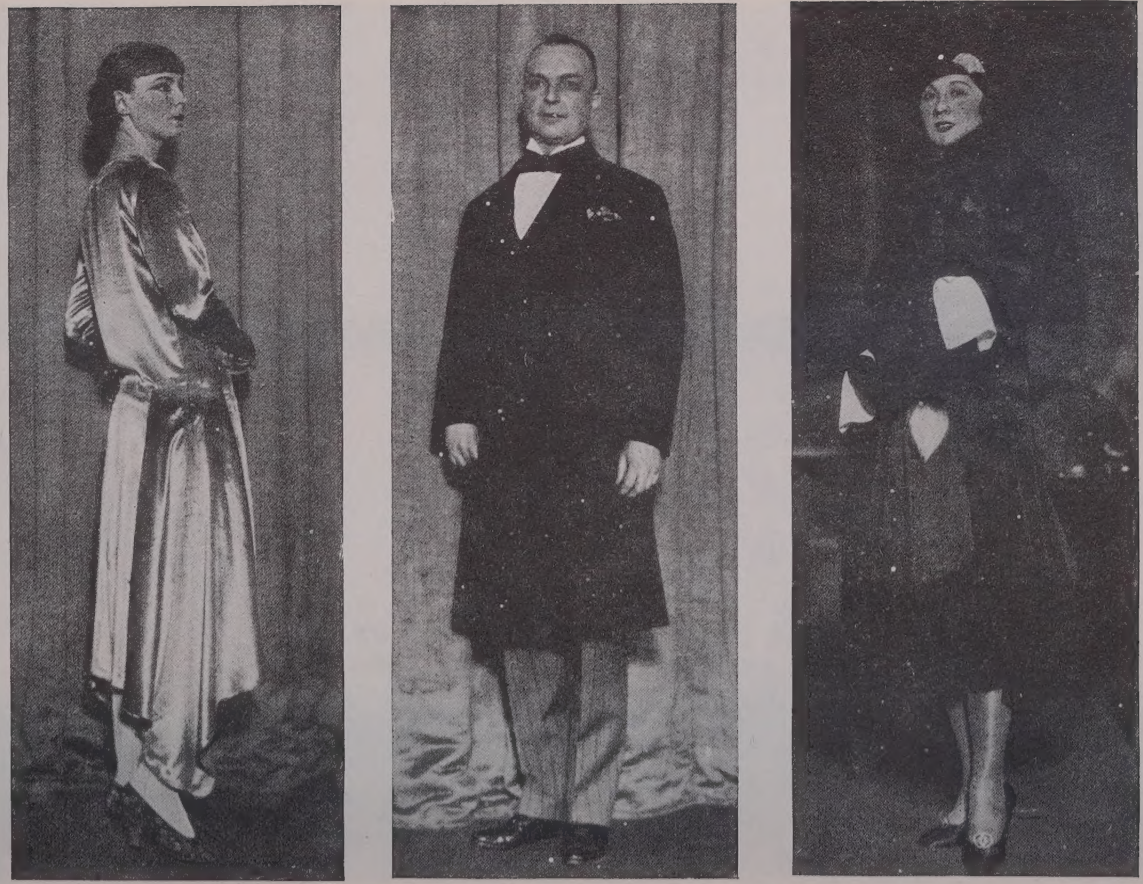
Die Filmschauspielerin Jenny Jugo

Galerie Dr. Benedict, Berlin

Louis Tocqué, Frauenbildnis

Photo Frhr. v. Gudenberg

Ida Roland in Sternheims „Die Marquise von Arcis"



Melle. Bogaert als Eva, Pierre Renoir als Siegfried, Melle. Teissier als Geneviève
Aus Giraudoux „Siegfried“ Comédie des Champs Elysées

wäre, wenn man ihn mal gewaschen und gestriegelt oder ihm jemals ein frisches Lager gegeben hätte. In einer Reihe saßen wir auf dem Schlitten und haben sicher einen wunderlichen Anblick geboten, als wir so an dem herrlichen Palast der Großen Katharina vorfuhren.

Bei dem ersten Konzert trug ich ein Abendkleid, denn mein Mann hatte die Parole ausgegeben: „Mach' dich schön!" Nachher war ich die einzige im ganzen Publikum, die ein Gesellschaftskleid trug, und ich habe mich dann zu den anderen Konzerten nach allgemeinem Brauch einfach und dunkel angezogen.

Ich würde sehr gern von dem ausgezeichneten Philharmonischen Orchester, von der reizenden Gastfreundschaft des Volkes usw. erzählen, aber über all diese Dinge kann man ausführlichere und gewissenhaftere Aufsätze lesen.

Nach dieser ersten gemeinsamen Reise war es mir klar, daß ich beim Kofferpacken für die zweite ein System entwickeln mußte. Ich habe also eine Liste gemacht, die alles enthielt, was ein Mensch im Beruf meines Mannes brauchen, wünschen oder ersehnen konnte, und setzte als Ueberschrift „Kleiber auf Reisen". Seitdem packe ich nach dieser Liste, die mein Mann prüft und begutachtet. Wenn dann einmal Zahnpasta oder Detektivromane vergessen sind, trägt er die Schuld. Meine Liste hat ihren Zweck erfüllt: Die Last der Verantwortung für vergessene Dinge ist von meinen auf seine Schultern gewälzt und ermöglicht nur ganz wenig „Schimpfen".

Wir waren noch nicht lange in Berlin, als wir schon wieder für Paris rüsten mußten. Zwischen „Haarwasser" und „Probenröcken" fand ich auch „Gattin" auf der Liste und ersah daraus, daß ich mitfahren durfte.

Wir waren eine Woche in Paris. Während dieser Woche hatte Kleiber drei Proben und einen Sonnenstich und gab ein Konzert. In der übrigen Zeit zeigte er mir alle Sehenswürdigkeiten. Als wir am zweiten Abend heimkehrten, hatte ich ein neues Abendkleid und einen kleinen Schwips. Mein Mann war an beidem schuld — und war stolz darauf.

Kleiber fühlt sich im Zuge recht unglücklich. Wenn man mit ihm fährt, nimmt man sich am besten ein gutes Buch vor und überläßt ihn sich selbst. Er amüsiert sich damit, auf jeder Station hinauszulaufen und jeden, der ihm in die Quere kommt, zu fragen, wie lange der Zug halte.

Unsere Deutschland-Tournée mit den Wiener Philharmonikern war ein richtiggehender Honigmond. Mein Mann war so glücklich mit seinen Landsleuten, daß er „Hochdeutsch" gänzlich aufgab, und jeder Tag machte von neuem Freude. Beim Anblick des Sportpalastes (wo dank einem ungeschickten Impresario das Berliner Konzert leider Gottes stattfand) schlug ein Musiker vor, daß das ganze Orchester hoch zu Roß erscheinen und hoch zu Roß spielen solle.

Nach unserer Rückkehr begannen sehr bald die Vorbereitungen für die „Ferien" und die Südamerikareise. Wir sollten fünf Monate unterwegs sein: eine Woche in Oberbayern, eine Woche in Alassio an der Riviera, sechs Wochen in Buenos Aires und ungefähr fünf Wochen an Bord des Schiffes auf der Hin- und Rückreise.

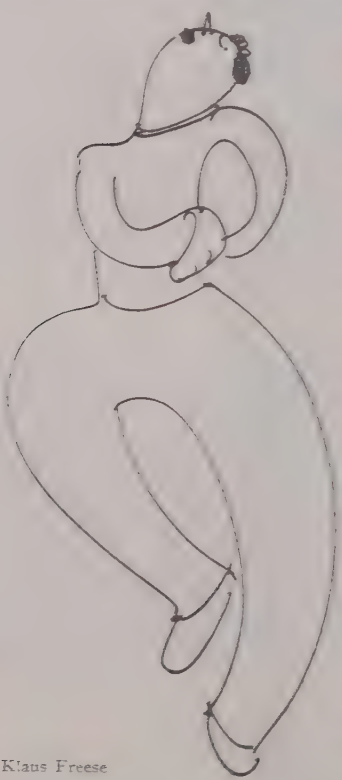
Die Leute in Alassio waren riesig nett und stellten sich sehr geschickt an bei der Verständigung mit dem Wiener Dialekt. Mein Mann lag stundenlang

am Strande, aß rohe Tomaten und studierte die „Missa Solemnis". (Ich hab's noch nicht raus, wie man die Partituren während der Ferien gut versteckt, aber ich werde es schon noch lernen.)

Die Reise nach Südamerika machten wir auf einem alten italienischen Schiff, das uns, abgesehen von einem aufdringlichen Zwiebelgeruch, ganz gut gefiel.

Buenos Aires ist natürlich sehr romantisch, und wo die Natur nicht für sich selbst sprach, da legten wir Romantik hinein. Jeder Baum, jede Blume und jeder Springbrunnen hat für uns eine besondere Bedeutung. Als wir den Schauplatz unserer ersten Bekanntschaft und unserer Verlobung letzten Sommer wiedersahen, wollten wir viele sentimentale Reminiszenzen feiern. Aber bei zwei langen Orchesterproben täglich, bei sechzehn regulären und zwei Wohltätigkeitskonzerten, Konferenzen, Interviews und Banketts bleibt sehr wenig Zeit für Romantik. Ich mußte mich mit einem Nachmittag, den mir mein Mann von seiner Zeit schenkte, begnügen; da fuhren wir mit einem Motorboot auf dem Tiger.

Kaum war der Applaus des letzten Konzerts verhallt, als wir uns schon wieder auf dem Wasser befanden. Wir kehrten auf einem britischen Schiff nach Europa zurück. Kleiber sprach ständig und ohne Scheu englisch. Sein Wortschatz wuchs täglich, aber ach! ebenso sein Cockney-Akzent, den er von den Stewards angenommen hatte. Mit zwei Tagen Unterricht lernte er schwimmen und war schrecklich stolz auf seinen Erfolg.



Klaus Freese

Das große Ereignis der Rückreise war der Kostümball. Mein Mann wollte durchaus kein Kostüm tragen: er hätte noch nie solch Ding angehabt, und er wolle auf seine alten Tage nicht mehr mit so einer Narretei anfangen. Ich schmeichelte und beschwatzte ihn aber so lange, bis er endlich einwilligte. Bis zum letzten Augenblick hatte ich Angst, er würde das Kostüm, das ich ihm gemacht hatte, nicht tragen. Aber er war sanft wie ein Lamm und zog nicht nur das Kostüm widerstandslos an, sondern ließ sich auch Rouge und Lippenpomade auftragen. Als schüchterner Schuljunge in kurzen Hosen, mit Hornbrille, einem Hund aus Wolle im Arm, einem rotwangigen Apfel in der Hand, war er der Spaß und Vorzug aller Passagiere und gewann mit Leichtigkeit den ersten Preis. Er kann es noch immer nicht glauben und ist schrecklich schüchtern und empfindlich in diesem Punkt — — aber da steht's vor mir, ruhmvoll im Silberglanz, und trägt die eingravierten Worte:

„Erster Preis Kostümball RMSP Asturias."

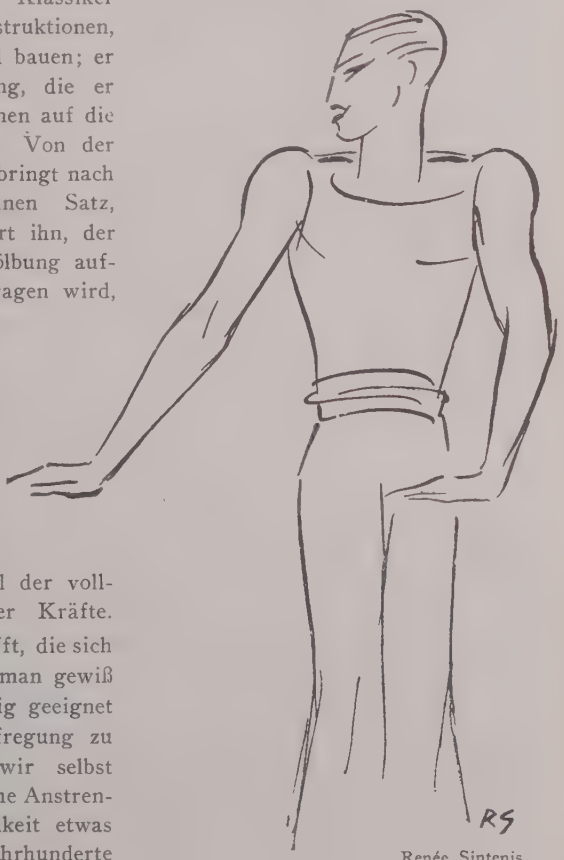
BOSSUET

Von

PAUL VALÉRY, Mitglied der Académie Française

In der Rangordnung der Schriftsteller sehe ich niemand, der Bossuet überlegen ist; keinen, der sicherer in seinen Worten, stärker in seinen Verben, energischer und geschliffener in allen Akten der Rede, kühner und glücklicher in der Syntax und alles in allem mehr Herr der Sprache ist, d. h. seiner selbst. Dieses vollkommene und einzigartige Besitztum, das sich von dem alltäglich Vertrauten bis zur höchsten Prachtentfaltung und von dem vollkommen einfachen Vortrag bis zu den mächtigsten und klangvollsten Wirkungen der Kunst erstreckt, schließt eine „Bewußtheit" oder eine außerordentliche „Geistesgegenwart" in sich ein, in bezug auf alle Mittel und alle Funktionen des Wortes.

Boussuet sagt, was er will. Er ist vorwiegend Willensmensch, wie es alle diejenigen sind, die man Klassiker nennt. Er operiert mit Konstruktionen, während wir auf den Zufall bauen; er spekuliert auf die Spannung, die er schafft, während die Modernen auf die Ueberraschung spekulieren. Von der Stille geht er kraftvoll aus, bringt nach und nach Leben in seinen Satz, schwellt, steigert, organisiert ihn, der sich bisweilen wie eine Wölbung aufbaut, von Nebensätzen getragen wird, die wundervoll um das Subjekt verteilt sind, sich dann ausströmt und seine Zwischensätze abstößt, die er überragt, um seine Spitze zu erreichen und nach einem Wunderwerk von Unterordnung und Gleichgewicht abzusteigen bis zu seinem sicheren Schluß und der vollkommenen Auflösung seiner Kräfte.



Renée Sintenis

Was die Gedanken betrifft, die sich bei Bossuet finden, so muß man gewiß zugeben, daß sie heute wenig geeignet sind, unseren Geist in Aufregung zu versetzen. Im Gegenteil, wir selbst müssen ihnen durch merkliche Anstrengung und einige Gelehrsamkeit etwas Leben verleihen. Drei Jahrhunderte

sehr tiefgreifender Umwälzungen und Revolutionen jeder Art, eine Unzahl neu eingetretener Ereignisse und neuer Ideen machen den Gehalt der Werke einer Zeit, die von der unsrigen so verschieden ist, für die Nachwelt, die wir sind, notgedrungen naiv oder befremdlich, ja bisweilen unfaßbar. Aber etwas anderes bleibt erhalten. Die meisten Leser messen dem, was sie den „Inhalt" nennen, eine überlegene, ja selbst unendlich überlegene Bedeutung bei über das, was sie „Form" nennen. Einige jedoch sind von einer dieser Auffassung ganz entgegengesetzten Ansicht und bezeichnen sie als glatten Wahn. Sie behaupten kühn, daß die Struktur des Ausdrucks eine Art Wirklichkeit besitze, während der Sinn oder die Idee nur ein Trugbild sei. Der Wert der Idee ist unbestimmt; er schwankt mit den Personen und den Zeiten. Was einer für tief erachtet, ist für den anderen eine Binsenweisheit oder eine unerträgliche Dummheit. Kurz, es genügt, um sich zu schauen, um zu beobachten, daß das, was die Modernen noch an den alten Schriften interessieren kann, nicht auf dem Gebiet der Kenntnisse liegt, sondern auf einem anderen, nämlich als Vorbild und Form.

Für diese Liebhaber der Form hat eine Form, obwohl sie immer erst von irgendeinem Gedanken hervorgebracht oder erfordert wird, mehr Geltung und mehr Sinn als jeder Gedanke. Sie sehen in den Formen die Kraft und die Eleganz des „Schöpferaktes"; und in den Gedanken finden sie nichts als die Unbeständigkeit der „Ereignisse".

Bossuet ist für sie eine Fundgrube von Figuren, Kombinationen und planmäßigen Wirkungen. Voll Begeisterung können sie diese Kompositionen des größten Stiles bewundern, wie sie die Architektur von Tempeln anstaunen, deren Heiligtum verlassen ist, wie ihr Gefühlsgehalt und die Voraussetzungen, die ihre Erbauung bewirkt haben, längst verblaßt sind. Das Haus aber bleibt.

Autorisierte Uebertragung von August Brücher.

WELTGESCHICHTE FÜR DEN DAUPHIN

Von

JACQUES-BENIGNE BOSSUET, Bischof von Meaux

„Die Staatsrevolutionen haben ihre besonderen Ursachen, die von den Fürsten studiert werden müssen."

Wenn die Geschichte auch den Menschen im allgemeinen unnütz wäre, den Fürsten müßte man sie zu lesen geben. Es gibt kein besseres Mittel, ihnen zu offenbaren, was die Leidenschaften und Interessen, die Zeiten und Umstände, die guten und schlechten Ratschläge vermögen. Die Geschichte besteht nur aus Handlungen, die die Fürsten angehen, und alles darin scheint zu ihrem Gebrauch geschaffen. Wenn sie Erfahrungen brauchen, um diese Klugheit zu erwerben, die zum guten Regieren notwendig ist, gibt es zu ihrer Belehrung nichts Besseres als zu den Beispielen der vergangenen Jahrhunderte die Erfahrungen, die sie täglich machen, hinzuzunehmen. Statt daß sie, wie gewöhnlich, nur auf Kosten ihrer Untertanen und ihres eigenen Ruhmes die gefährlichen Situationen, in die sie geraten, beurteilen, bilden

sie sich mit Hilfe der Geschichte ein Urteil auf Grund der vergangenen Ereignisse, ohne etwas dabei aufs Spiel zu setzen. Wenn sie dabei die Fürsten trotz des falschen Lobes, das man ihnen zu Lebzeiten gespendet hat, bis auf ihre geheimsten Laster den Blicken der Menschheit ausgesetzt sehen, werden sie Scham empfinden über die eitle Freude, die ihnen die Schmeichelei macht, und sich dessen bewußt werden, daß wahrer Ruhm nur dem Verdienste zukommen kann.

Uebrigens wäre es beschämend, ich sage nicht nur für einen Fürsten, sondern allgemein für jeden gewissenhaften Menschen, die Menschheit und die denkwürdigen Veränderungen, die die Folge der Zeiten in der Welt mit sich gebracht hat, nicht zu kennen . . .

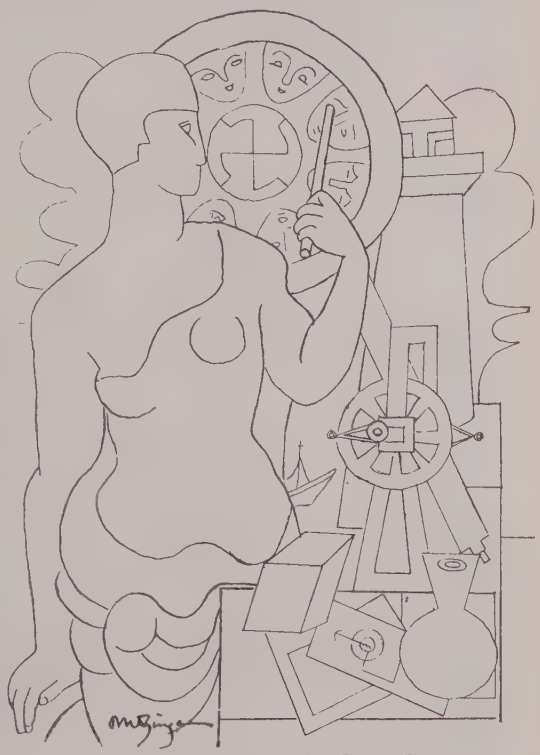
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Diese Art Weltgeschichte ist verglichen mit der Geschichte des einzelnen Landes oder Volkes, was eine Weltkarte ist im Vergleich mit Spezialkarten. In den Spezialkarten sieht man jede Einzelheit eines Königreiches oder einer Provinz an sich; in den Weltkarten lernt man die Lage dieser Teile der Welt in ihrer Gesamtheit kennen; man sieht, was Paris oder die Isle-de-France in dem Königreich bedeuten, was das Königreich in Europa und Europa im Weltganzen ist . . .

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

(Aus der Vorrede.)

*



Jean Metzinger (Gal. Léonce Rosenberg)

Gott gibt nicht jeden Tag durch den Mund seiner Propheten seinen Willen kund hinsichtlich der Könige und Monarchien, die er groß werden läßt oder stürzt. Aber da er es schon so viele Male bei den großen Reichen getan hat, von denen wir gesprochen haben, zeigt er uns an diesen berühmten Beispielen, was er in jedem anderen Fall tun wird, und lehrt die Könige diese beiden Grundwahrheiten: erstens, daß Er es ist, der die Königreiche schafft, um sie dem zu geben, der ihm gefällt, und zweitens, daß Er sie in der Zeit und Ordnung, die er sich vorgesetzt hat, verwalten läßt, nach den Plänen, die er mit seinem Volke hat.

Das sollte alle Fürsten in vollkommener Abhängigkeit von ihm erhalten und sie zu steter Aufmerksamkeit den Befehlen Gottes gegenüber bestimmen, um ihm die Hand bieten zu können, zu dem, was er bei jeder Gelegenheit, die er ihnen gibt, zu seinem Ruhme plant.

Aber dieses Aufeinanderfolgen von Reichen hat, selbst wenn man ihm eine menschlichere Seite beimißt, großen Nutzen, besonders für die Fürsten, weil die Ueberhebung, die sich gewöhnlich zu solch einer erhabenen Stellung einfindet, durch dieses Schauspiel so tief gedemütigt wird. Denn, wenn die Menschen sich mäßigen lernen, wenn sie die Könige sterben sehen, wieviel schwerer werden sie getroffen, wenn sie die Königreiche selbst vergehen sehen, und wo kann man eine schönere Lehre über die Eitelkeit menschlicher Größe hernehmen? . . . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Aber was dieses Schauspiel noch nützlicher und lehrreicher gestalten wird, ist die Betrachtung, die man nicht nur über den Aufstieg und Niedergang der Reiche dabei anstellen kann, sondern auch über die Ursachen ihres Großwerdens und ihres Verfalls . . . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Und wie es für alle Unternehmungen eine Vorbereitung gibt, etwas für ihre Ausführung Bestimmendes, das sie zum Gelingen führt, so besteht die wahre Geschichtswissenschaft darin, in jedem Zeitalter diese geheimen Anlagen aufzuzeigen, die die großen Veränderungen vorbereitet und die bedeutungsvollen Anlässe, die ihnen zum Ziel geholfen haben.

In der Tat genügt es nicht nur, vor sich hinzuschauen, d. h. diese großen Ereignisse zu betrachten, die mit einem Schlage über das Glück der Reiche entscheiden. Wer die Dinge der Menschheit gründlich verstehen will, muß weiter zurückgreifen; er muß die Sitten und Neigungen beobachten, oder, um alles mit einem Wort zu sagen, den Charakter, sowohl der Völker im allgemeinen, wie der Fürsten im besonderen, und schließlich auch den Charakter all der außergewöhnlichen Menschen, die durch den Einfluß, den ihre Persönlichkeit auf die Welt ausgeübt hat, sei es im guten oder schlechten Sinne, an der Umgestaltung der Staaten und dem Schicksal der Menschheit mitgewirkt haben . . . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Wenn man nur die Geschehnisse an sich betrachtet, so scheint es, das Glück allein entscheide über Größe und Untergang der Reiche, kurzum, ungefähr so wie im Spiel, wo der Geschickteste auf die Dauer die Oberhand behält.

In der Tat hat in dem blutigen Spiel, wo die Völker über Herrschaft und Macht gestritten haben, derjenige, welcher am weitesten vorausgesehen hat, der sich am meisten bemüht, in den schweren Arbeiten die größte Ausdauer bewiesen und schließlich am besten gewußt hat, wo er sich einsetzen und wo er sich im Verlauf des Kampfes schonen müsse, am Ende den Vorteil gehabt und so das Glück selbst seinen Absichten dienstbar gemacht.

Uebersetzt von August Brücher.

E. Barna

SCHUBERT-NACHHALL

Von

SIEGFRIED LOEWY

Der gutmütige, lammfromme Schubert, dem, wie man in Wien zu sagen pflegt, alles „pomali", das heißt gleichgültig, war, war lange unbeachtet geblieben. Das hatte ihn aber nie aus seinem seelischen Gleichgewicht bringen können. Kaum sechzehn Jahre zählte er, als er sich hinsetzte, die erste Komposition zu schreiben, ein Kyrie, und wenige Tage später warf er mit flinker Hand melodientrunken eine Ecossaise und eine Walzerreihe auf das Notenpapier. Aufs Notenpapier? Das war nicht immer so flink bei der Hand wie die gottgesegneten musikalischen Einfälle. Wirklich rührend, wie er seinem Freunde Spaun gelegentlich klagt, es fehlen ihm die paar Kreuzer für das Notenpapier und er habe heute, als seine Muse in seinem schmalen Kabinett zu Besuche weilte, ein bloß auf einer Seite beschriebenes Blatt Papier umgewendet und die freie Seite höchst eigenhändig rastriert. Und doch verlor er nicht den Mut und auch seine Freunde nicht, die sich wirklich eng um ihn geschlossen hatten. Ein Glück für den jungen Musikpoeten, daß ihm die Vorsehung Freunde von dem geistigen Hochstand eines Grillparzer, eines Bauernfeld, eines Moriz von Schwind, der ihn besonders tief in sein Herz geschlossen hatte, Anselm Hüttenbrenners, des Malernovizen Kupelwieser und des Ritter von Spaun beschieden hatte! Spauns Memoiren verdanken wir ja viel zur Kenntnis des inneren Schubert, den man sich als eine Mischung von sprühendem, echt wienerischem Humor und, wie dies überhaupt im Wesen der Wiener

liegt, ein paar Tropfen Schwermut vorzustellen hat. Bauernfeld porträtiert die Psyche Schuberts sehr treffend mit den Worten: „Nach innen Dichter und von außen eine Art Genußmensch". „Genußmensch" ist allerdings nur platonisch gemeint, wie ja auch die Liebe des etwas zaghaften, schüchternen Traumichnicht überwiegend an Plato erinnerte. Sie alle, diese ethisch hochstehenden Freunde, fast durchweg Prinzen vom Genieland wie der behäbige Franzl, dessen Aeußeres eine Art Widerspruch im Begriff zu dem hinreißenden Liedersänger von Frühling und Liebe bildete, waren ebenso voll an herrlichen Gedanken als leer am nervus rerum. Sie tollten sich aber bei den Schubertiaden aus, saßen oft — ein Bild zeigt das in teilweise karikaturistischer Art — zu zehn oder zwölf auf einem luftigen Wagen, ähnlich den „Kremsern" in Deutschland, und feierten namentlich in Atzgenbrugg köstliche, bedenkenlose Symposien, an denen einmal auch die Schwestern Fröhlich: Kathi, die „ewige Braut" Grillparzers, und Josefine, die Opernsängerin, teilnahmen. Schubert pries die Freundschaft. In einem Satz, der in seinem Tagebuch zu lesen ist, heißt es — und es ist, als rauschte ein tiefer Seufzer des Schreibers daraus hervor:

„Glücklich, wer einen wahren *Freund* findet, glücklicher, der *in seinem Weib einen wahren Freund* findet."

Die selig berauschte Stimmung, die ein altes Wiener Lied in die Worte faßt: „Verkauft's mei' G'wand — Ich fahr' in Himmel" hat Schubert ohne Zweifel oft und oft erfaßt. Man meint, einen Spaziergang an seiner Seite zu machen, wenn man von dem schmalen, lieben, einstöckigen Häuschen in der jetzigen Nußdorfer Straße, in dem am 31. Januar 1797 der pausbäckige Franzl das Licht der Welt — der er selbst eine Welt von Licht schenken sollte — erblickte, ausgehend, die lange Zeile hinaus nach Döbling, seinen Lieblingsweg, geht, bis die so nahen Erhebungen des Kahlenberges und des Leopoldberges im ersten Grün des jungen Frühlings, überflutet von Sonne, hereinblicken. Da träumte und phantasierte Schubert und gab seiner Muse, seinen Inspirationen Audienz. Und man meint, ihn einkehren zu sehen in das kleine alte Wiener Wirtshaus „Zum Biersack", wo er inmitten des Getümmels, inmitten der singenden Menge, weltentrückt saß und den unbeschriebenen Teil der Speisekarte benützte, um eines seiner tiefsten Lieder hinzuschreiben. Wie ja überhaupt der glückliche Antineurastheniker, der allerdings nur in der himmelblauen, geruhsamen Zeit des Biedermeier zu denken ist, unter den widrigsten Umständen das Schönste zu ersinnen wußte, was ein Gott ihm gab, zu singen und zu sagen . . .

In der Chronik des ältesten Wiener Spitales, des Allgemeinen Krankenhauses, ist verzeichnet, daß Franz Schubert dort im Jahre 1823, es war dies in der letzten Lebensperiode des Unsterblichen, fünf Jahre vor seinem Tod, in der Zeit vom Mai bis November an den Müllerliedern komponiert hat. Nicht etwa auf dem „Zahlstock", wo bemittelte Kranke Zimmer bekommen konnten, sondern in einem der großen Krankensäle. Er, der förmlich Raubbau trieb mit seiner Gesundheit, dessen physische Widerstandskraft wohl auch dadurch herabgemindert war, daß (o ewige Schande für Wien!) die Beschaffenheit und die Menge seiner Nahrung zuzeiten sehr zu wünschen übrigließ, war ge-

Siamesischer Buddhakopf. Stein. Boston, Museum of Fine Arts
Aus dem soeben erschienenen Band der Propyläen-Kunstgeschichte, Otto Fischer, Die Kunst Indiens, Chinas und Japans

Propyläen-Kunstgeschichte

Buddha, Steinstatue aus Mathura.
Mathura, Archaeological Museum

zwungen, das Krankenhaus aufzusuchen und fühlte sich insofern nicht unglücklich, als wenigstens für seine leiblichen Bedürfnisse gesorgt war. Die Texte der Müllerlieder hatte Schubert, nebenbei bemerkt, erst einige Wochen, bevor er sich ins Krankenhaus begeben mußte, zu Gesicht bekommen, und zwar gelegentlich eines Besuches, den er dem nachmaligen Hofkapellmeister Randhartinger machte. Ohne jedwede böse Nebenabsicht steckte er, nachdem er in dem Gedichtezyklus „Die schöne Müllerin" von Wilhelm Müller geblättert hatte, das Buch ein und, zerstreut wie er war, empfahl er sich auf holländische Art. Diesem Umstand dankt die Welt die Müllerlieder mit ihrer glühenden Schönheit und ihrem taufrischen Reiz, deren erstes Schubert zwischen Heute und Morgen, das heißt über Nacht komponiert hatte. Das ist die von mir genau erhobene Wahrheit über die Entstehung der Müllerlieder und damit zerfließt auch die Legende, das ersichtlich aus bestimmten Gründen immer wieder auftauchende Märchen, daß diese Lieder in der von den Wienern so gern aufgesuchten, poetisch gelegenen Höldrichsmühle in Hinterbrühl, die so oft durch die Anwesenheit Beethovens beglückt worden war, komponiert wurden, und daß die bildhaft schöne damalige Besitzerin dieser mit einer Gastwirtschaft verbundenen Mühle die musikalische Egeria Schuberts gewesen sei. Davon ist nach authentischsten Ermittlungen, ja nach dem Zeugnis einer hochbetagten Tochter Moriz von Schwinds, absolut nicht die Rede.

Schubert war stolz, verschmähte jede materielle Förderung und wartete auf das „Wunderbare", auf die auch materielle Anerkennung seines Könnens von seiten der Verleger. Wie wehmütig stimmt der Tagebuchvermerk aus dem Jahre 1819, aus dem es gleichwohl wie ein Jubilate herausklingt: „Heute *zum erstenmal* um *Geld* komponiert. Ich bekomme 100 Gulden W. W. (Wiener Währung)."

Schubert schuf seine unsterblichen Lieder mit beispielloser Leichtigkeit in überaus kurzer Zeit, den „Erlkönig" hat er — man würde es nicht für möglich halten, wenn nicht in Josef von Spauns Memoiren ein authentisches handschriftliches Zeugnis, in welches Einblick zu nehmen mir vor vielen Jahren gestattet war, vorläge — in nicht viel mehr als einer kleinen halben Stunde komponiert. Spaun und der Dichter Mayrhofer besuchten Schubert, der damals bei seinem Vater am Himmelpfortgrund wohnte. Schubert ging im Zimmer auf und ab und deklamierte laut die Verse des „Erlkönig". Einer Eingebung folgend, setzte er sich plötzlich hin und in kürzester Zeit war das Lied fertig. Schubert, der Arme, der Schicksalsenterbte, vermochte das Lied nur ungefähr vorzusingen, nicht aber es vorzuspielen — denn, er besaß kein Klavier. Er lud nun die beiden Freunde ein, mit ihm ins Konvikt zu gehen, wo er die neueste Komposition auf dem Klavier vorspielte, die dann auch noch am selben Abend gesungen wurde. Hüttenbrenner berichtet, daß Schubert nach einem kleinen Trinkgelage in seiner (Hüttenbrenners) Wohnung sich ans Pult setzte und flugs „Die Forelle" komponierte. Als die Niederschrift nahezu beendigt war, benutzte er, schon etwas schläfrig oder weinselig, statt der Streusandbüchse das Tintenfaß, was zur Folge hatte, daß mehrere Takte nahezu unleserlich waren. Schubert war, als er „Die Forelle" komponierte, knapp vierundzwanzig Jahre alt.

Auch er hat kein Hehl daraus gemacht, daß Wien auf sein Schaffensver-

mögen unverkennbaren Einfluß geübt hat und begegnet sich da mit Johann Strauß, den man ja den Schubert des Walzers nennen kann, der bei seinem vierzigjährigen Musikerjubiläum auf eine Ansprache erwiderte: „Ich danke die Ausgestaltung meines Talentes nur meiner geliebten Vaterstadt Wien, in deren Boden meine ganze Kraft wurzelt, in deren Luft die Klänge liegen, die mein Ohr gesammelt, mein Herz aufgenommen und meine Hand niedergeschrieben, meinem Wien, der Stadt der Lieder und des Gemütes, der Stadt der schönen Frauen, die jeden Künstler begeistern und bezaubern."

Ein Denkmal soll nur der besitzen, der keines braucht, wie Franz Schubert. Gleichwohl kündet das tieferfaßte Marmordenkmal des Professor Kundmann, das im Wiener Stadtpark, also im Herzen Wiens, steht, daß Schubert sich das Herz der Wiener erobert hat. Es ist von großem Interesse, daß der intime Freund des großen, unvergleichlichen Romantikers, daß Moriz von Schwind den Bildhauer bei der Fertigstellung des Denkmals beraten konnte. Er besuchte Kundmann im Atelier und zeichnete, um sich rasch über die Stirnlinie zu verständigen, das Profil des Schubertkopfes auf eine Gipstafel, die Kundmann später der Akademie der bildenden Künste in Wien schenkte. Ein andermal, so wird erzählt, im Jahre 1866, hat Schwind in der Münchener Akademie den Kopf seines in die Unsterblichkeit eingegangenen Freundes (achtunddreißig Jahre nach dessen Tod!) mit einer brennenden Zigarre im Mund auf das Gesimse seines Atelierfensters gezeichnet...

Wahrlich, Wien hat viel gutzumachen, was es an seinem großen Sohne gesündigt hat. Der Schulmeister vom Himmelpfortgrund ist unverdient arg geschulmeistert worden...

E. Barna

Touchagues

DIE PLASTIK DER T'ANG-ZEIT

Von

OTTO FISCHER)*

Die buddhistische Plastik der T'ang-Zeit ist uns in vielen Meisterwerken sowohl in China wie in Japan und selbst in Korea bekannt; trotzdem läßt sich die Entwicklung im einzelnen noch nicht überall klar erkennen. Es offenbart sich aber ein reiches, vielgestaltiges und großartiges Schaffen. In den Felsennischen wird nun gern die Fünfzahl der Gruppe gebildet: in der Mitte der große und schmucklose Buddha, ihm zur Seite zwei heilige Mönche als Jünger, dann zwei geleitende Bodhisattvas in reichem Schmuck, in sanfter und zierlicher Neigung. Große, als dämonische Krieger gebildete Himmelskönige oder Wachgottheiten schließen sie gerne nach außen ab. Die Buddhas ruhen tief und mächtig in sich versunken, die Mönche feierlich still, aber in den Bodhisattvas entfaltet sich ein lebhaftes bewegtes Wiegen und Gleiten schlanker Leiber, ein Sinn für die Biegung und fast für den Kontrapost des stehenden Körpers, der an die Gotik erinnert. In den Wachgöttern lebt eine wilde Lust an grauenvoll verzerrten Gesichtern, an hochgeschwellter Muskulatur und gräßlich drohender, zerschmetternder Gebärde sich aus. Ueberall ist der Körper

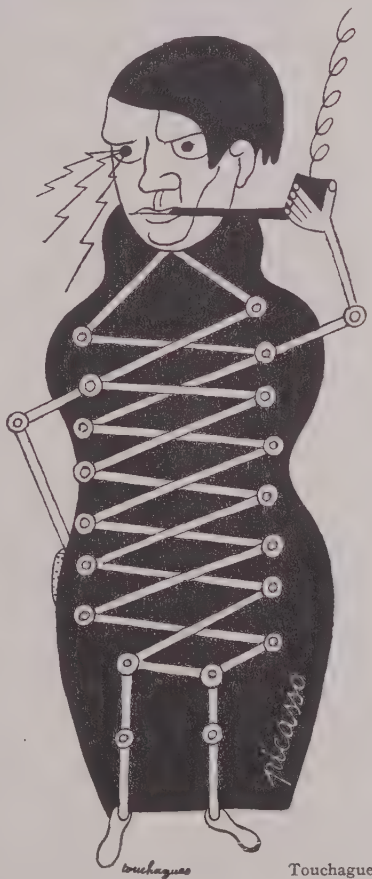
*) Aus dem soeben erschienenen Bande der Propyläen-Kunstgeschichte „Die Kunst Indiens. Chinas und Japans" von Otto Fischer, Propyläen-Verlag, Berlin.

das Primäre geworden, die Gewandung, ihm untergeordnet, begleitet seine Haltung und Bewegung in großen und einfachen Faltenzügen. Die Grotten von Lung-men enthalten zahllose Beispiele dieses Stils, am eindruckvollsten in der Gruppe des Riesenbuddha, welche die Kaiserin Wu-hou, eine der verruchtesten Frauen auf Chinas Thron, von 672 bis 675 aus dem Felsen meißeln ließ — gesättigte Fülle und zarte Milde sind hier zu einer majestätischen Gestalt vereint —, am körperhaftesten in der plastischen Energie ihrer Rundung die voll aus dem Stein gehauenen Buddhas in den bienenkorbförmigen Grotten des gegenüberliegenden Hsiang-shan (um 700). Ein blühenderes Leben atmet in den kleinen Höhlen des T'ien-lung-shan, deren Bodhisattvas in der schmiegsamen Regung der Leiber, in der Weichheit des Fleisches, in der tiefen und malerischen Unterschneidung reicher Gewandfalten eine spielende und beinahe weibliche Anmut haben. Es ist wahrscheinlich, daß hier wie dort neue Anregungen der reif und üppig gewordenen indischen Plastik hereingewirkt haben, trotzdem die unsinnlich abstrakte Formung der chinesischen Anschauung auch hier noch bewahrt bleibt. Am schönsten wird dies in dem Marmor-Buddha der Sammlung Hayasaki deutlich, der das volle Volumen des neuen Stils und den milderen menschlichen Ausdruck, aber auch eine Hoheit der Haltung und eine tiefe ruhende Harmonie besitzt, das Zeichen einer in sich beschlossenen Welt der Formen und des geistigen Seins. Und diese Vollendung der Form zeigt im Gegensatz zu allem Indischen am vollkommensten jener Bodhisattva-Kopf der Sammlung Fåhraeus, der ein früheres Stadium der chinesischen Entwicklung (etwa um 600) bezeichnet, und der in der großen und klaren Struktur seiner Elemente die klassische Fassung eines heimischen Ideals verwirklicht.

Auch Korea birgt ein großes Werk dieses Stils, das nach dem Vorbild der Felsenhöhlen aus Steinquadern gefügte Rund mit dem Riesenbuddha von Sökkul-am, der hoch vom Berge auf das östliche Meer hinausblickt. Keine Abbildung gibt die plastische Kraft und strenge Monumentalität des Werkes völlig wieder, und auch die lebensgroßen Gestalten heiliger Priester, die als Relieffries ihn umgeben, sind in ihrer derben und harten Realität, in der Unterordnung alles Menschlichen unter den Glauben und Willen, der sie beseelt, nur eben zu ahnen. Auch hier liegt der Vergleich mit romanisch-gotischer Plastik recht nahe; ähnliche Friese sind in Lung-men erhalten.

In Japan erlebt die buddhistische Tempelplastik vom Anfang bis über die Mitte des achten Jahrhunderts in der Hauptstadt Nara ihre klassische Blüte. Die Hauptwerke sind wie bisher die großen und kostbaren Bronzegüsse, daneben tritt aber die Holzbildnerei mehr zurück und an ihre Stelle die Arbeit in Lehm, der über einem Holzkern geformt und mit Farbe und Gold oder mit Lack überkleidet wird, und daneben eine Bildnerei in Lack selber, der über eine Form aus Korbgeflecht und Stoff in vielen Schichten aufgelegt wurde (Kanshitsu). Diese Plastik steht nun ganz auf der Höhe der chinesischen Kunst, und nachweisbar sind neben Koreanern auch Chinesen als Meister in Nara tätig gewesen, so wie die großen Priester und Tempelgründer in der Mehrzahl aus China gekommen sind. Waren doch Sitten und Trachten, das gesamte Leben und selbst die Sprache der herrschenden Kreise die des Hofes der T'ang. Wir lernen also die Tempelstatuen Chinas kennen, wenn uns im Sangatsudō des

Tōdaiji die riesige achtarmige Kwannon mit ihren Begleitfiguren und den vier Weltkönigen, im Yakushiji die herrliche Bronzetrinität des Yakushi-Buddha (um 700), im Tōshōdaiji die üppig-schwere Dreiheit Roshana-Buddhas (das Werk eines Chinesen um 760) entgegentritt, und wir verfolgen die Abwandlungen des klassisch-vollendeten Typus zu ernster und schwerer Monumentalität und bis zur letzten Eleganz der Durchformung (Sākyamuni des Jingoji). Interessanter noch als die Buddhas und Bodhisattvas sind ihre irdischeren Begleiter, so die als Brahmā und Indra gedeuteten Gestalten des Sangatsudō in der wunderbar menschlichen Versunkenheit ihrer Andacht, die Sonnen- und Mondgötter mit den zarten kindlichen Zügen, die schmerzbewegten Jünger und Devas aus dem plastischen Nirvana in der Pagode des Hōryuji (um 711) und vor allem die schirmenden, alle Dämonen zertretenden Götter der vier Weltgegenden. Diese begegnen uns im Sangatsudō noch in einer strengen, in der Bewegung steifen und ungelösten Formung, im Kaidanin des Tōdaiji schon in einer reifen Gestaltung von herrlichster Konzentration der Kraft und Gespanntheit; aber sie werden noch überboten durch die zwölf Himmelsfeldherren des Shinyakushiji (um 760—780), die in einem gewaltigen Kreis den Buddha der Mitte umgeben. Hier ist nicht bloß der wildeste Ausdruck der Maske, die schroffste, bis in die Fingerspitzen gespannte Bewegung, selbst die Form beginnt wehend sich zu wölben und zu strömen, und die goldgemusterten Panzergestalten mit den purpurdunklen und grünen Gesichtern, den flammend gesträubten Haaren beginnen im Dunkel der Halle mit Formen und Farben einen Tanz, der wahrhaft dämonisch, wahrhaft erhaben ist. Hier ist der Punkt, an dem die klassische Kunst in die Ekstase des Barock sich wandelt.



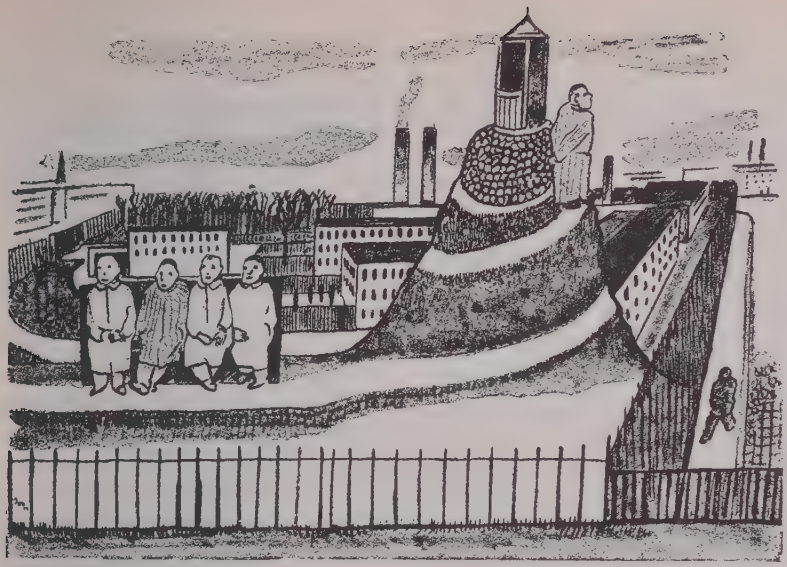
Touchagues

Um diese Zeit tritt uns nun auch die Einzelgestalt des heiligen Priesters, ja das Bildnis zuerst entgegen. Es gibt die schlichten, aus dem Anfang des Jahrhunderts stammenden Lackstatuen der zehn Buddha-Jünger, magere, stehende Indergestalten im einfachen Fall des Mönchsgewandes, mit intensiv gezerrten oder still versunkenen Asketengesichtern. Es gibt eine unterlebensgroße Lackskulptur des sitzenden Vimalakirti (um 730), jenes weisen Laienmeisters der

Mahāyāna-Legende, der im geistlichen Gespräch den Bodhisattva Manjuśrī belehrt und überwindet. Die Szene wurde viel dargestellt und die Figur des *Hokkeji* gehört sicher zu einer solchen Gruppe. Sie ist sehr einfach in ihrem Aufbau, sehr lebenswahr in den Formen von Körper und Gewand, aber ganz meisterhaft in der gewaltigen geistigen Gespanntheit dieses redenden und die Worte wägenden Gesichts. Als große Menschenformung ist sie unübertrefflich, und im Momentanen des Ausdrucks scheint sie die Schranken ihrer Zeit beinahe zu sprengen. Dann gibt es eine Reihe von Sitzbildern bedeutender Priester, die zu Lebzeiten oder bald nach dem Tode der Meister geschaffen wurden. Sie sind schlicht in ihrem Mönchsgewand und in der vorgeschriebenen Haltung der Versenkung, des Lehrens oder des Betens gegeben. Aber ebenso straff wie dort ist auch hier die innere Konzentration des gesammelten Geistes gegeben, und in den Zügen der Gesichter mit strenger Sachlichkeit das Alter, die Leidenszüge, die Individualität.

Es bleibt noch das Gebiet der weltlichen Plastik zu streifen. Wie die früheren Dynastien bei *Nanking*, so haben sich die *T'ang*-Kaiser im Norden von *Ch'ang-an* (dem heutigen *Si-an-fu)* in großen Maßen monumentale Grabanlagen errichtet, deren Grabwege zwischen einer Allee von Stelen, Tierfiguren und steinernen Würdenträgern zu dem pyramidenförmigen Hügel führten. Vom Grabe des *T'ai-tsung*, des größten dieser Herrscher, stammen die Reliefplatten, auf denen der Kaiser die sechs Leibrosse, die ihn durch die Schlachten seiner siegreichen Feldzüge getragen hatten, verewigen ließ (um 635). Die schlichte Sachlichkeit, mit der das stehende Roß gegeben ist, scheint ebenso bedeutend wie die Gewalt der Bewegung, mit der das andere, von Pfeilen getroffen, in fliegendem Galopp dahinsaust. Das vollrunde Marmorroß vom Grabweg seines Sohnes *Kao-tsung* († 683) erinnert in seinen schweren Formen mehr an das mythische Roß der *Han-Zeit*, die Flügel an seinen Schultern sind ein Beispiel der großartigen, bei aller Fülle wiederum ins Abstrakte gehenden Ornamentphantasie der T'ang. Die schreitenden Löwen am Grabweg der Kaiserin *Wu-hou* (um 700) möchte man mit denen der *Liang*-Dynastie vergleichen, es sind gewaltige Tiere, aber das Mythische ist mit den Schwingen ebenso verschwunden wie die unvergleichliche Straffheit der abstrakten und großen Form. Die Natur triumphiert in einer noch immer monumentalen Gestaltung.

Es muß damals auch eine weltliche Kleinplastik gegeben haben, von der die marmorne Lautenspielerin in *Tōkyō* ein vereinzeltes reizendes Beispiel ist. In ähnlicher Art gibt es zahllose Tonstatuetten, bald bemalt, bald in grünen, gelben und braunen Tönen glasiert, die als Grabbeigaben noch immer die Särge der Toten umgaben, und unter denen gerade in der T'ang-Zeit eine Fülle der entzückendsten humorvollen Genrefiguren: Reiter und Knechte, Händler und Zwerge, Faustkämpfer und Gaukler, Tänzerinnen und Musikantinnen und Damen aller Art, aber auch jedes Geschlecht der Haustiere bis zu den Rossen und Kamelen dargestellt worden sind. Es ist eine Plastik, die vielfach zwar im hundertmal wiederholten Typus stecken bleibt, oft aber auch mit frischem und naivem Griff den unmittelbaren Reiz einer Erscheinung, einer Bewegung zu fassen weiß. Das ganze *China* der *T'ang-Zeit* ist in dieser hübschen Kleinwelt aus den Gräbern wieder für uns aufgewacht.



Jan Kurzke

DIE NARREN VON GÖRZ

Von

ANTON KUH

Damals gehörte die italienische Stadt Görz (Goricia) noch zu Oesterreich. Infolgedessen befand sich in ihr ein Irrenhaus.

Das Korpskommando gibt eines Tages den Befehl aus: Evakuierung von Görz!

Die Zivilbevölkerung wird abtransportiert, die ersten Kugeln fliegen.

Aber halt — was ist mit dem Irrenhaus? Man kann die sechzig Patienten, die es derzeit beherbergt, doch nicht zurücklassen?!

Am Abend wird der Feldwebel Kosak der Trainkolonne Numero Soundsoviel, am Rande von Görz stationiert, vor den Leutnant gerufen:

„Sie, Feldwebel, lassen Sie zwei Plachenwagen einspannen, nehmen Sie vier Leute und fahren Sie bis zu der Straßenkreuzung am Eingang von Görz. Dort werden Sie das Weitere erfahren."

Das Weitere ... Also eine geschlossene Ordre, denkt der Feldwebel. Was kann es denn nur Geheimnisvolles sein? ... Mit zwei Plachenwagen! ?

Plachenwagen braucht man sonst nur zur Provianteinfuhr; die Zeltplache wird über den Wagen gezogen und hinten mit starken Rucksackseilen verschnürt, damit die Kartoffeln oder Eier oder lebenden Kälber nicht herauskullern. Der Feldwebel läßt einspannen, fährt in den Abend hinein, kommt an die Straßenkreuzung. Ein Feldgendarm erwartet ihn.

„Sie sind der Feldwebel Kosak von der Trainkolonne Soundsoviel? ... Dann fahren Sie weiter bis zum Görzer Irrenhaus."

Der Feldwebel setzt sich auf. Eine Brise weht ihm in den Aermel, kitzelt seine Haut. Es wird sich nicht um Kartoffeln handeln.

Vor dem Irrenhaus. Ein Feldgendarm.

„Ja, ja, ich weiß schon, Sie sollen die Narren abholen."

... Wenn ein Oesterreicher „Narr" sagt, mildert ein spöttisches „o" den kalkweißen Schrecken des „a". Das ermuntert den Feldwebel nicht; er hört nur die zwei knarrenden „r". Narren-Fuhrmann sein! Irrsinnige ins Hinterland schaffen! Schöner Auftrag für einen alten Diener, der Limanowa mitgemacht hat und Belgrad.

„Wie sollen wir's denn aufladen?"

„Nimmst halt", spricht außerdienstlich der Feldgendarm, „deine vier Mann, die holen sie, wir machen hinten die Plachen auf und schmeißen die Narren eini!"

Die Plache wird aufgeschnürt, eine mannbreite Oeffnung bleibt.

Der Feldgendarm zieht einen Schreibblock nebst Bleistift aus der Tasche.

Mittlerweile haben Pfleger und Soldaten die ersten Irren hergeschafft; heulend quellen immer noch mehr aus dem Tor; man ergreift die vordersten ... und ...

„Zwa ... vier ... sechs ... acht ..." ruft der Feldwebel, der sie paarweise durch die Oeffnung in den Wagen wirft.

Der Feldgendarm, Block und Bleistift in den Händen, macht stillschweigend Stricheln.

„Achtzehn, zwanzig, zwaiundzwanz'g ..."

Irrsinnsgedröhne. Der Feldgendarm schreibt, der Feldwebel schwitzt.

„Sechsundzwanz'g, achtazwanz'g ... dreißig!"

Die Soldaten drücken die Fracht ins Innere, der Feldwebel ergreift rasch die Rucksackschnur, zieht sie noch rascher zusammen, wickelt, zieht, zerrt — die Plache drückt sich immer niedriger auf die Häupter der eingesammelten Irren — jetzt sind sie abgesperrt.

„Jesus, ne mam Luft ..." sticht aus dem verschnürten Tobsuchtsbündel der Ruf eines Böhmen. (Wie kam er her?)

Der Feldwebel fächelt mit der Kappe sein Gesicht, der Feldgendarm zählt seine Striche ... richtig, stimmt: dreißig Stück.

Jetzt kommt der zweite Wagen dran. Die Arbeit beginnt von neuem. Zwa ... vier ... und so weiter. Als die Fuhre komplett ist, schreitet der Feldgendarm in dienstlicher Haltung auf den Feldwebel zu und reicht ihm ein Papier hin:

„Sie bestätigen mir die Uebernahme von 60 Narren."

Unterschrift.

„Na, und wohin soll i jetzt mit ihnen?"

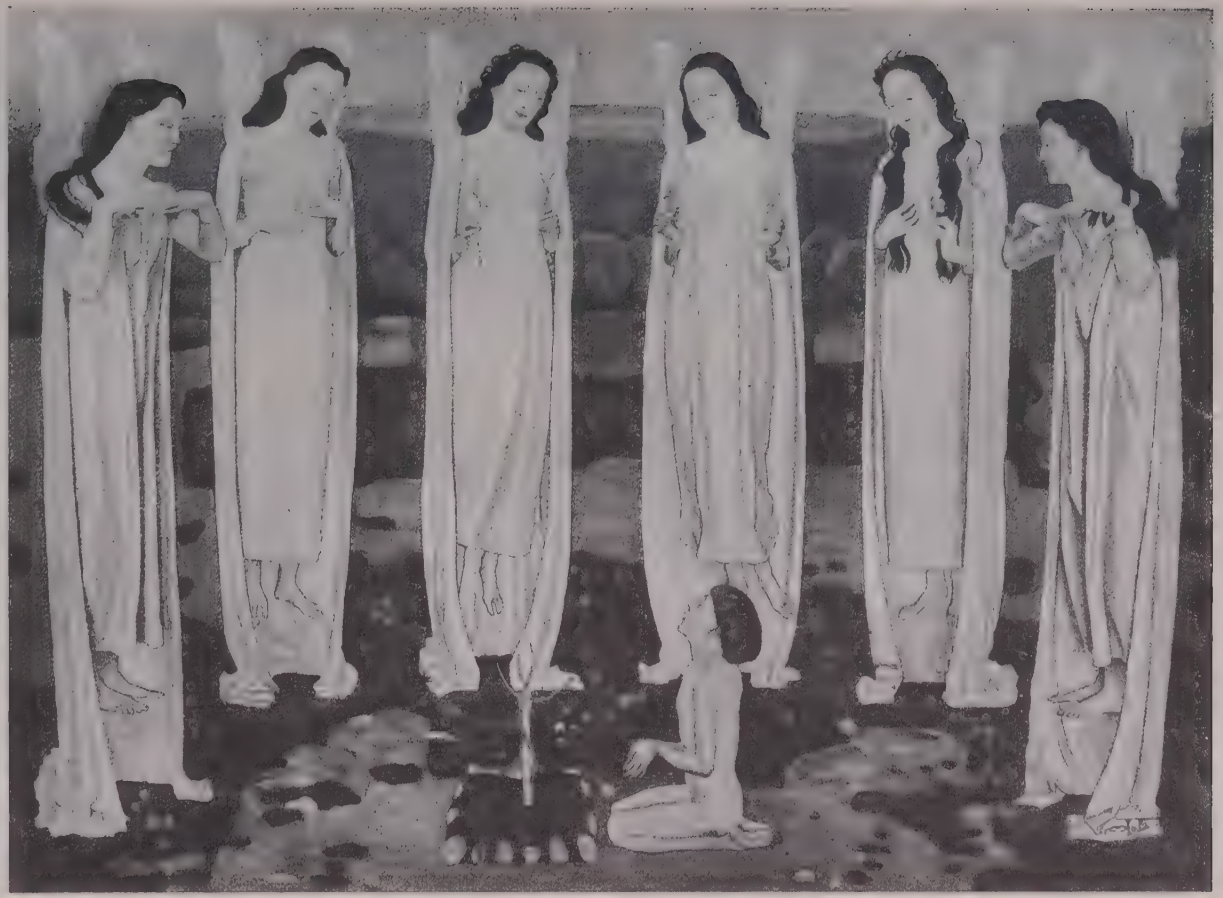
„Du fahrst nur vier Kilometer weit, bis zum Trigonometer Nr. 111 ... da hörst nachher das Weitere ..."

Hühott — die Narrenfracht setzt sich in Bewegung. Zwei berstvolle fest verschnürte Wagen mit Lebendvieh ... das vor Angst mit menschlichen Kehlen schreit. Schreit und ... lacht!! Bürger von Görz, seid froh, daß ihr damals die Landstraße nicht betreten durftet.

Trigonometer 111. Eine Feldwache zeigt querfeldein nach links.

„Dort zu der neuen Baracken!"

Ja, da liegt sie, milchweiß und sauber, schneidet ein Lichtviereck ins abendliche Dunkel.



Mit Gen. von Rascher, Zürich

Ferdinand Hodler, Der Auserwählte. Ausstellung Gal. Flechtheim, Berlin

Paris, Vollard

Marc Chagall, Zwei Gemälde aus einer Folge „Zirkus“

Photo Robertson

Die Schauspielerin Hilde Koerber

Photo W. Süßmann

Die Schauspielerin Renate Müller

Photos Stone

„200 000", Szenen vom Gastspiel des Moskauer akademischen jüdischen Theaters

Der Feldwebel springt vom Wagen, ein Feldgendarm begrüßt ihn.

„Spät bringst as." Diesmal zieht auch der Feldwebel einen Block heraus; es handelt sich um „übergeben", nicht nur um „übernehmen".

„Ja, wie kriegen wir's denn in die Baracken?"

Der Feldwebel hat schon Uebung drin.

Er schließt mit dem Gendarm und seinen Leuten zunächst sperrangelweit das Tor der Baracke auf; dann wird die erste Plache aufgebunden; dann ...

„Zwa ... vier ... sechs ... acht ..."

Dreißig. Stimmt. Hinter den kreischend über die Schwelle Gedrängten schließt sich einen Augenblick lang das Barackentor; Geheul von drinnen; Geheul von draußen; dann öffnet sich das Tor wieder.

„Zwei ... vier ..." beginnen die Soldaten.

Der Feldwebel schreibt, der Feldgendarm schreibt, es gibt keinen Irrtum.

„Sechsunzwanzig ... achtundzwanzig!"

„Na weiter ... zwei noch!"

„Melde gehorsamst ... es san keine zwei mehr drinnen ..."

Also achtundfünfzig anstatt sechzig. Unangenehm. Für die zwei haftet der Feldwebel.

Der Feldgendarm in spitzem Dienstton:

„Ich kann Ihna nur achtundfünfzig Narren bestätigen. Für die zwei tragen Sie die Verantwortlichkeit ..." — — —

Nachtkühle, der Feldwebel hat sich eine Zigarette angezündet, stützt seinen Kopf, bevors zur Kompagnie zurückgeht, noch einen Moment an die Baracke, spürt Montur und Brummbaß des Gendarmen wohltuend in der Nähe. Aber — was ist das? Was weht plötzlich so unheimlich aus der Finsternis? Was tost lautlos ans Ohr?

Die Narren sind plötzlich und ohne Grund ganz stille geworden. Die Baracke liegt wie ein Totenhaus. Der Gendarm sagt zum Feldwebel:

„Du ... ich möcht ihnen doch a paar gute Worte sagen ..."

Nach einer Weile:

„Aber mir ist so entrisch (unheimlich) ... komm du mit!"

Feldwebel und Feldgendarm machen sich auf den Weg, öffnen die Barackentür und bleiben, die eine Hand an der Klinke, im Eingang stehen. Vor ihnen: schwarze Nacht. Der Feldgendarm räuspert sich, es klingt grabeshohl.

„Du," wispert er zum Feldwebel, „red' doch lieber du mit ihnen ... Du kennst s' ja länger ..."

Der Feldwebel macht einen Schritt vor in die Baracke und apostrophiert das Dunkel:

„Narren! ... guten Abend!"

Die Anrede klingt scharf, der Gruß warm.

Keine Antwort.

Zweite Ansprache (milder):

„Leutl'n ... schlaft's schon?"

Totenstille.

„Mir wird so entrisch," sagt der Feldgendarm, „holen wir ein Licht und schauen, was da lost ist."

Laternen werden gebracht. Die Soldaten halten sie hoch, schwenken hin und her ... — da färbt sich das Gesicht des Feldgendarmen grün und bleich .. — kein einziger Narr im Raume! Alle ausgeflogen!

Denn die Baracke war erst neu zu bauen begonnen worden, und es fehlte noch die rückwärtige Wand.

Eisigkühl dringt durch den Bau jetzt die Dienststimme des Feldwebels:

„Sie bestätigen mir die Uebernahme von achtundfünfzig Narren!"

*

Was mit den sechzig Narren weiter geschah, ist unbekannt.

Im Krieg wurden die Menschen nämlich nur übernommen.

Solltet Ihr aber hören, daß in der Nähe von Görz nächtlicherweile seltsame Schatten ...

Oder wer weiß: vielleicht liefen sie nach Wien.

Oder kamen bis München.

Oder: ? ? ?

ACHTUNG, KURVE!!

Von

FAHRMEISTER WILHELM HAERTNER

(Autofahrschule Gruber, Charlottenburg)

Vor allen Dingen: den größeren Bammel haben die Männer vor dem Autofahren. Die Frauen sind da viel mutiger. Wenn es mal so weit ist, daß ein Herr zum erstenmal rausfahren soll, denn heißt es gleich: „Ne, heute geht es nicht. Keine Zeit," oder was es sonst noch alles gibt, „lieber morgen." Hat man ihn dann aber glücklich auf dem Wagen auf seinem Sitz, dann zieht er sich zusammen wie ein Epileptiker, die Augen stier auf die Fahrbahn, das Steuer faßt er an, als ob er es abbrechen wollte, und mit dem Schalthebel geht er um wie mit einer Brechstange, und so gehts dahin mit gesträubtem Haar. Gehupt wird ununterbrochen, nur dann nicht, wenn es nötig ist. Und wenn es regnet, dann ist überhaupt nichts mehr zu machen vor Angst. Wie einer, der vor dem bösen Feind ausrückt, fährt so ein Anfänger. Nur vorwärtskommen, alles andere ist schnuppe, der größte Schrecken ist ein Autobus, da vergißt der Schüler in seiner Verzweiflung, daß er eine Bremse hat. Ueberhaupt vergißt er sie immer, wenn er sie braucht, und wenn der Fahrmeister keine Reservebremse hätte, wäre das schönste Unglück soundso oft da.

Eine schreckliche Uebung ist auch das Wenden. Da dampft der Schüler wie eine Lokomotive, und nach stundenlangem Murksen kriegt er endlich einmal den Wagen herum, aber lernen tut er es deswegen doch noch lange nicht.

Sind die ersten Uebungen überstanden, und es geht in den leichten Verkehr, dann wird der Fahrschüler schon stolz. Schon bildet er sich ein, der geborene Automobilist zu sein, und will sich unbedingt zum Rennfahrer ausbilden. Nun geht es wild drauflos, und der Fahrmeister kann gar nicht genug: „Langsam! Langsam!" brüllen. Aber der liebe Schüler ist nun mal im Schwung, ihm ist

alles egal, nur schnell drauflos, bis der Fahrmeister eine gesunde Wut bekommt, die aber durch eine Zigarre leicht wieder zu besänftigen ist. Der Herr v. Wedderkop hatte immer schöne dicke Zigarren mit und außerdem ein nettes kleines blaues Schulheft, in dem er sich alles aufgeschrieben hat, was man ihm sagte, um es dann zu Hause zu lernen. Aber zu wild war er zuerst auch.

Was man so von den Berufsfahrern zu hören bekommt, wenn man mit einem Schüler mitten im Verkehr anhalten muß, weil er in seiner Aufregung den Motor abgewürgt hat und nun vorne ankurbeln muß, was er natürlich nicht fertigbringt!!! Der Schupo wird wahnsinnig, alles schreit, der Schüler schwitzt, und wenn es nun gar eine Schülerin ist, dann fliegen die freundlichen Worte man nur so herum: „Soll man lieber zu Hause Strümpfe stoppen!" und was es sonst noch so Liebenswürdigkeiten gibt, die man gar nicht schreiben kann.

E. Barna

Nett ist auch, wenn ein Schüler abergläubisch ist und nun absolut nicht rechts an einem Leichenwagen vorbei will oder die Bremsen demoliert, weil 'ne Klosterschwester über die Straße läuft.

Von Theorie wollen die Herren wenig wissen, die Damen aber gar nichts. Oh, die Damen, zuerst sind sie alle ohne Ausnahme ganz lerneifrig, wollen alles mitmachen, in der Werkstatt mitarbeiten. Sie glauben gar nicht, was sie alles arbeiten wollen. Aber ich habe noch keine einzige gesehen, die öfters als ein einziges Mal gekommen wäre: einmal schmutzige Finger und nie wieder siehst du sie in der Bude. Nur mitfahren! Wagenwaschen oder Reifenmontage, wo der Schlauch aufgepumpt werden muß, das ist alles sehr unbeliebt. Und jeder hat eine andere Ausrede, um sich drum herum zu drücken, wie überhaupt jeder seine Extrawurst hat: der Sängerin zieht es zu sehr, und der andere will nur im offenen Wagen fahren, und dabei gehen sie mit den armen Lehrwagen um! Das Getriebe knarrt, daß es ein Jammer ist.

Der größte Stolz des Schülers ist, wenn er das erstemal heil über den Potsdamer Platz gekommen ist, und es gibt keinen, der nicht stolz wie ein General jedem Bekannten erzählt: „Heute bin ich zum erstenmal über den Kurfürstendamm gefahren!"

Erst wenn die Prüfung herankommt, dann werden alle diese „geborenen Automobilisten" wieder ganz klein und häßlich und löchern den Fahrmeister, was sie denn nun sagen sollen, wenn ..., haben Herzklopfen und Kniezittern und versuchen im letzten Augenblick, noch schnell nachzulernen, was sie in den geschwänzten Stunden versäumt haben. Und mit Katzenjammer geht es vor den Prüfer. Da kommen dann die schönsten Geistesprodukte bei der theoretischen Prüfung zum Vorschein, zum Beispiel bei den Damen:

„Ein Motor hat vier Schornsteine und in jedem Hütchen was, was rauf und runter geht."

„Ventile werden durch Sicherheitsnadeln geschlossen."

Oder bei den Herren:

„Was tun Sie, wenn eine Zündkerze verölt ist?"

„Ich schneide eine Scheibe ab."

„Wann ist Frühzündung?"

„Wenn ich morgens fahre."

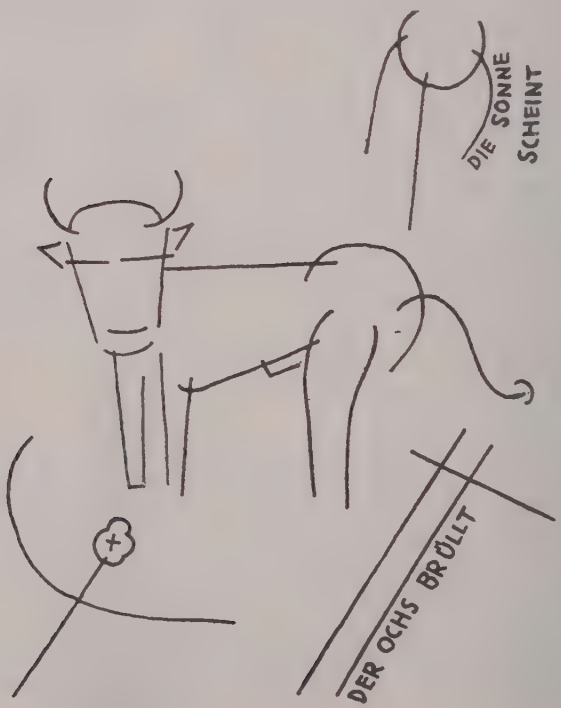
„Was tun Sie, wenn der Motor keine Kompression hat?"

„Dann schütte ich neue rein."

Das sind alles Dinge, die ich selbst von meinen Schülern gehört habe. Und wenn die Prüfung nicht bestanden wird, dann bin natürlich ich schuld, nie der Schüler. „Man hat mir eben nichts beigebracht", heißt es dann.

Hat der Schüler aber die Prüfung bestanden, dann hat er sofort einen großen Mund. „Ist ja gar nichts dabei. Und deshalb haben Sie mich mit ihrer langweiligen Theorie stundenlang gepiesackt? Lächerlich. Kleinigkeit!"

Und nun geht es los, wie der Deibel bis zur ersten Panne ... und dann ... ja dann lernt er erst mal in der Praxis richtig fahren, wenn er nicht zu den Schmerzenskindern gehört, die vor Ehrgeiz fast sterben und denen absolut nichts beizubringen ist.



Willi Seivert

ROTHÄUTE

Von

PAUL MORAND

Sie haben Landkarten auf Büffelhäute gemalt;
mit zinnoberroten Fußtapfen waren darauf
die Wildpfade eingezeichnet,
die durch die Coloradowüste führen.
So schafften sie das Gold Kaliforniens herbei.

Ihr Anblick macht einen heiß und kalt.
Wie die hageren, nackten Oberkörper
über den breiten Gürteln aus Weißfuchsfellen aufsteigen!

Sie hören alle Geräusche
und riechen
mit ihren dünnwandigen, aus Hartholz geschnitzten Nasen
die Nationalität, das Alter und das Geschlecht jedes Fremden.

Ihr Leben ist hocherhaben über Kirchen und Banken.
Und man weiß nicht, wann sie schlafen.

Ihre Ruder, die breitblättrigen Pagajen,
führen sie mit so sparsamen Bewegungen,
daß sie dabei die Handflächen
kaum von den schmalen Hüften heben.

Jahrhunderte der Entbehrung
haben sie geläutert, verdünnt, entmaterialisiert.
Sie haben keine Taschen.
Auch wenn sie Geschenke annehmen,
bleiben ihre Hände unbeweglich.

Sie können nicht mehr jagen,
noch können sie essen
noch sich verteidigen.
Und sie sterben.

Deutsch von Else von Hollander.

ALTES BILD

Von

FRANCIS JAMMES

Auf vlämischen Bildern nahte dann und wann
Ein Typ mir, dunkler Kneipenwand enttauchend,
Bier trinkend, eine dünne Pfeife rauchend,
Die licht erglomm und blaue Fäden spann.

Die Nase war ihm rot, die Miene bieder;
Er mochte ein beglückter Kaufmann sein,
Dem reiche Schiffe gehörten, die hinein
Nach China segelten um Schätze wieder.

Er handelte mit Stoffen, die begehrt,
Mit Kräutern; drollige Sachen barg sein Zimmer:
So Pfeifen mit dem Glanz von Bernsteinschimmer
Und türkische Frauenkleider, hoch an Wert.

Ihm war ein Weib von Schönheit, die verblüffte,
Deß er im Prunkbett pflag mit Pietät.
Er lebte langsam, er erhob sich spät,
Sich zu ergehn, die Hand keck in der Hüfte.

Zuweilen nahm er s e l b s t darauf Bedacht,
Geschäftlich in der Umgegend zu reisen
Und seine Waren fleißig anzupreisen.
Dann nahm er ein Hotel für diese Nacht.

Zum Schutz vor Dieben war vor seinem Bette
Sein schöner Galadegen aufgestellt,
Dicht bei den Geldtruhn einer andern Welt
Aus den Basaren ferner reicher Städte.

Es ehrte ihn das Volk, wenn ihm am Strand
Die Schiffe ankerten, die schmuckbelegten,
Und wenn die Flaggen sich im Wind bewegten
Und seine Mannschaft licht und heiter stand.

Aus dem Französischen übertragen von
H e n r i d u F a i s.

Peter Milde

CHIROLOGIE UND CHIROMANTIE

Von

ADELE VON FINCK

Nachdem heute teilweise die starre Form der materialistischen Weltanschauung überwunden zu sein scheint, veranlaßte uns unser Forschungstrieb, weiterzutasten, um alle erreichbaren Register zu ziehen. Wir hielten die Zeit für gekommen, einmal mit scharfer Kritik die lange verpönte Chiromantie zu untersuchen.

Es ist uns aus den Ueberlieferungen der Geschichtsforschungen bekannt, daß im grauen Altertum bei Phöniziern, Indern, Aegyptern, Persern und Römern größter Wert auf die Bedeutung der Hand gelegt wurde. Sonne und Sterne wurden angebetet, und ihr Einfluß auf alle Pflanzen und Lebewesen anerkannt; daß die Gestirne dem menschlichen Lebensweg die Richtung gaben, wurde nicht angezweifelt; es galt als feststehend, daß die Planetenbestrahlung den Menschen stempelte. Diese Tatsache wurde im Horoskop festgelegt. Diese Erkenntnis teilten Plato, Aristoteles Plinius, Galenus, Nostradamus, Paracelsus, Agrippa, Albertus Magnus und Johannes Kepler.

Anweisung über Chiromantie finden wir im Neuen Testament in den Büchern Moses und Hiob, in den Veden der Inder.

Von den Arabern weiß man, daß sie die Chiromantie kannten. Ihr größter Chiromant Alchindi wird von bedeutenden modernen Chiromanten genannt. Es spricht auch für diese Kunst, wenn der uns allen bekannte große Astronom und

Astrologe Kepler, dessen außerordentliche Berechnungen der Astronomie wir noch heute schätzen, dafür eintrat.

In alten Zeiten lag die Chiromantie, die zu den Geheimwissenschaften gerechnet wurde, ausschließlich in den Händen der Priester, und diese wandten sie zum Wohle der Menschheit an. Im Wandel der Zeiten verschwanden die alten Kulturen; Trümmer und Ausgrabungen gaben uns Zeugnis davon; Geheimwissenschaften und Chiromantie gingen scheinbar im Chaos verloren, neues Leben, neue Weltanschauungen, neue Religionen wurden aufgebaut. Falsch verstandenes Christentum verwarf den letzten Rest der Chiromantie als Zubehör der schwarzen Magie, der bösen Zauberei und Hexenbrödelei. Die Inquisition tat das ihrige, Scheiterhaufen loderten. Das fahrende Zigeunervolk, verachtet und verjagt, bewahrte so gut es ging die Chromantie, doch sie waren nicht dazu geeignet, dieser Kunst die wissenschaftliche Forschung aufrechtzuhalten. Es ist bei all dem überhaupt verwunderlich, daß die Grundrisse dieser Kunst sich bis in die Neuzeit erhalten konnten. In Frankreich traten Madame Lenormand, die Napoleon sein Schicksal aus der Hand las, weiter Arpenting, Desborolles, Vachides, Madame de Thebe als wissenschaftliche Chiromanten auf. In Deutschland traten Professor v. Schrenk-Notzing, Dr. v. Kreusch, Ißberner Haldane und andere für die Sache ein.

Voraussichtlich werden Sie nun fragen: „Wozu dient die Chirologie?"

Die linke Hand eines jeden Menschen jeder Rasse ist mit Formen und Linien und anderen Zeichen ausgestattet, die sozusagen das Inhaltsverzeichnis seines Charakters, seines Temperamentes, seiner geistigen und manuellen Fähigkeiten, und letzten Endes sein Schicksal darstellen. Dieses Inhaltsverzeichnis gibt die verschiedenen Kapitel oder Epochen an, ganz wie in einem Roman. Damit sei aber nicht gesagt, daß das Schicksal ein für allemal erbarmungslos eingekerbt ist und uns mit eiserner Rute von Erfüllung zu Erfüllung peitscht. Davon sei keine Rede. Ueber allem schwebt unser eigener, bis zu gewissen Grenzen, freier Wille. Das Inhaltsverzeichnis soll nur den Zweck haben, die Menschen anzuregen, die eingezeichneten, günstigen Fähigkeiten durch eigenes Zutun zur vollsten Entfaltung zu bringen oder auch ererbte ungünstige Eigenschaften zum Bewußtsein zu bringen und dieselben nach Kräften durch den eigenen Willen abzuschwächen, Krankheiten zur richtigen Zeit vorzubeugen, und den Gesamtcharakter auf die höchstmögliche Stufe zu bringen. Somit ist der Mensch, wenn er diese ihm von der Natur mitgegebenen Begabungen ins Auge faßt, das Resultat seines eigenen, freien Willens, allerdings nicht eines willkürlichen, blinden Willens; er kann selbstverständlich nur das entwickeln, wozu Organe bei der Geburt mitgebracht wurden. Die irrige Anschauung, der Mensch sei das Produkt seiner Erziehung und seiner Umgebung ist somit widerlegt, er ist nur das Produkt seiner Veranlagungen. Letztere richtig zu entfalten oder zu beherrschen, sollte die edelste Aufgabe der Eltern, Pädagogen, Freunde, und später des eigenen Selbst sein.

Ob der Mensch an sich gearbeitet und sich entwickelt hat, sieht man in der rechten Hand angedeutet, die Linien und Formen verändern, verstärken sich oder werden schwächer, je nach unseren Fort- oder Rückschritten. Wir tragen also die große eigene Verantwortung.

Propyläen-Kunstgeschichte

Ras Lila. Chor der Frauen, Miniatur aus Kangra (Ausschnitt)
Boston, Museum of Fine Arts

Propyläen-Kunstgeschichte

Der Buddha als Büßer. Steinfigur aus Gandhara. Lahore, Central Museum

Photo Perckhammer

Chinesenjunge mit Dromedar

Photo Ragnar Küller

Sammlung Gotthard, Malmö, mit Bildern junger schwedischer Künstler

Interieur bei Frau Coquiot, Paris, mit Bildern von Utrillo, Dufy usw.

Wenn wir auf das angedeutete Inhaltsverzeichnis der Hand zurückgehen, wagen wir nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß der Menschheit die Möglichkeit geboten wird, den richtigen Lebensweg einzuschlagen. Entscheidende Konflikte, Berufszwang, auch falsche Erziehung in der Schule könnten vermieden werden. Die Chiromantie ist mit der Medizin eng verbunden und spielt für diese eine nicht zu unterschätzende Rolle, zumal auf dem Gebiete der Vererbung und Rassenbesonderheiten, der latend liegenden Krankheiten, die in der Hand, schon bevor sie ausbrechen, sichtbar sind. Eine Verschleierung des Charakters vor dem Chirologen ist nicht gut möglich, da sich Linien und Formen nicht verstellen, im Gegensatz zu den Gesichtszügen, die sich durch Gewohnheit und willenmäßige Maske in trügerische Formen leiten lassen. Auch die Lebensdauer ist festzustellen, doch diese sagt man selbstverständlich nur denjenigen, die vor dem Tode furchtlos sind. Ein guter Chiromant braucht auch selbstredend astrologische Kenntnisse, um die sieben astralen Einwirkungen der entsprechenden Planeten — Jupiter, Venus, Saturn, Mars, Merkur, Sonne und Mond — zu unterscheiden. Die Fläche des Handtellers ist nach diesen Planeten eingeteilt.

Welchen Wert die Römer auf die Hand legten, beweist die Tatsache, die man Julius Cäsar nachsagte, er betraute nie einen Menschen mit einem wichtigen Auftrage, bevor er nicht dessen Hand chirologisch untersucht hatte; der römische Gruß, den die Fascisten wieder aufgenommen haben, spricht für sich, der kundige Chirologe fühlt, wenn auch nur in großen Umrissen skizziert, wes Geistes Kind er vor sich hat, beim Erblicken der erhobenen grüßenden Fascistenhand.

Die Perser zeigten die seltsame Sitte, ihre Hände zum Zeichen der Unterwürfigkeit im Gewande zu verbergen, wenn ihr Monarch kam. Bei näherer Betrachtung konnte man dieses Händeverbergen als Selbstschutz bzw. Schamgefühl auffassen.

Bei den Mohammedanern begegnet man der Hand als heiliges Zeichen. Stilisierte Hände sieht man auf Mauern und Türen in Tunis. Dieses Zeichen soll vor Unglück, Krankheit und Tod schützen. Auch auf allen phönizischen Mosaiken begegnet man diesem mystischen Zeichen. Die Ursprünge des Handzeichens verwischen sich und verdämmern in vorhistorische Zeiten.

Um Hände mit Erfolg zu analysieren, beobachtet man zunächst die äußere Physiognomie der Hand und der Geste, ohne sich bei Einzelheiten aufzuhalten. Es wird uns sofort fühlbar, ob wir einen kühnen, zurückhaltenden, überschwenglichen, lustigen oder melancholischen Menschen vor uns haben, je nachdem er seine Hände bewegt; wichtig ist bekanntlich auch der Ausdruck eines Händedrucks; jede Charakter-Nuance hat ihre bestimmte Ausdrucksform. Auch die Proportion der Länge zur Breite der Hand ist zu beobachten.

Es ist ganz leicht, schon auf den ersten Blick drei Haupttypen zu unterscheiden; nämlich: erstens die „Materiellen", zweitens die „Intellektuellen" und drittens die „leidenschaftlich künstlerischen Hände". Von diesen nun lassen sich unzählige gemischte Typen ableiten, wie ein buntes Durcheinander eines lustigen Karnevals. — Da sehen wir die längliche Hand mit eckigen Fingernägeln, und es drängt sich uns das Bild des wissenschaftlichen Menschen

auf. Kommt ein langer Zeigefinger hinzu, so ist es eine Herrscherhand. Napoleon I. Zeigefinger war länger als sein Mittelfinger (ein seltenes Vorkommen). Nun hatte Napoleon immerhin eine fast weiche, mittelgroße Hand, die eine große Empfindsamkeit des Herzens verrät. Denken wir an die große Neigung zu seiner Gemahlin Josephine, deren Tränen ihn stets entwaffneten und ihn zwangen, ihr jeden Wunsch zu erfüllen. — Erst wenn ein plumper, an der Spitze breiter Daumen dazukommt, die Nagelbildung kurz und grob ist, könnte man auf exzentrische Herrschsucht schließen. Aber! Nicht jeder Inhaber eines auffallend langen Zeigefingers ist ein Napoleon. Da müssen noch viele andere Linien, Formen und Zeichen hinzukommen.

Die breiten Handteller mit kurzen, eckigen Fingern weisen auf Ingenieurtalente. Selbstverständlich sind alle dazugehörigen Mischformen zu beobachten, da jede Begabung mehrfachen Ursprungs ist und von jedem Temperament verschieden entwickelt wird.

Eine ganz besonders große Rolle spielt der Daumen. Er ist der Wegweiser aller Fähigkeiten, zuweilen auch ein großer Revolutionär; mit einem Federstrich vernichtet oder erhöht er alle übrigen vorhandenen Qualitäten der Hand, denn er ist ja das Thermometer der Energie, des Temperaments, der Anpassung, der Kritik, der Logik, des Anlaufs zur Tat. Wohl dem, der einen stattlichen Daumen sein eigen nennt.

Eine sehr interessante Hand sagt man der berühmten Sängerin Schröder-Devrient nach; ihre sämtlichen vier Finger: Zeige-, Mittel-, vierter und kleiner Finger waren einer wie der andere, genau von derselben Länge, der Daumen stattlich groß, voller Energie und Kritik, die inneren Handlinien glatt und ununterbrochen, also alles läßt auf großes Talent schließen, große Chancen und Glück.

Karl Geiser

Schopenhauer und Kant haben gleichzeitig mit knotigen, philosophischen Fingergelenken einen langen, schlanken, biegsamen Daumen, voller geistiger Tatkraft und hervorragender Kritik gehabt. Im Théâtre Français in Paris steht die Statue Voltaires vom Bildhauer Houdon modelliert. Es fallen sehr lange Daumen mit eckiger Nagelform auf. Der Ausdruck dieser Hand ist der Typ des reinen Intellekts.

Nun wären noch die inneren Handlinien im Handteller zu berücksichtigen. Vor allem die Lebenslinie. Sie läuft um die Maus herum. Im Altertum wurde diese Linie die Venuslinie genannt. Sehr feinsinnig gedacht. Venus, die Göttin der Liebe, somit Erzeugerin allen Lebens, dadurch Schutzgöttin der Linie.

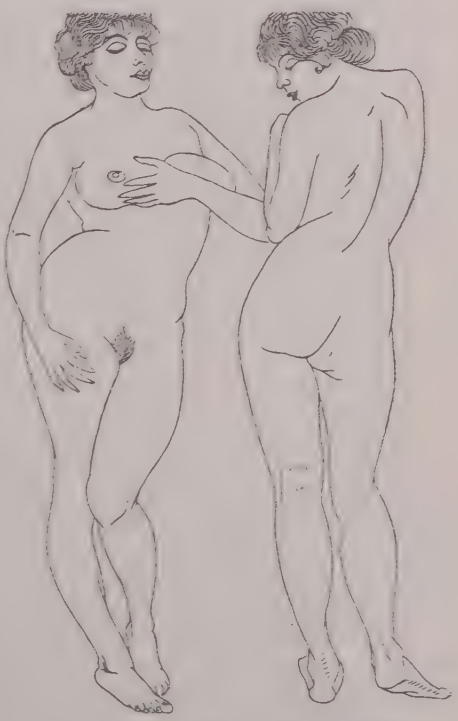
In dieser Lebens- oder Venuslinie sind auch Krankheiten, Unfälle, deren Termine, der Auf- und Abstieg des Allgemeinbefindens und Lebensdauer angegeben. Allerdings müssen die übrigen Handlinien immer zur Unterstützung und zum Vergleich herangezogen werden.

Die Herzenslinie, diese horizontale Linie, die unter dem kleinen Finger entspringt und oft bis zum Zeigefinger weiterläuft, plaudert alle Gefühls- und Herzensgeheimnisse, Siege und Enttäuschungen aus. Eine gefährliche Verräterin, ein unerbittlicher Spiegel aller Gefühlsmöglichkeiten.

Dazu kommen die übrigen Linien; die Kopf- und Sonnenlinie, der Venusring, die Merkurlinie und die vielen kleineren Linien. Es kommt immer darauf an, wie sie zueinander stehen und über welche Flächen sie laufen. Dann gibt es noch Kreuze, Sterne, Punkte, Dreiecke, Quadrate und Kerben. Das alles präsentiert sich wie eine Generalstabskarte. Das geübte Auge sieht sofort die Marschroute, die dem Handinhaber vorgezeichnet ist. Wer tapfer marschiert, die Wegweiser beachtet, die Hindernisse mutig überwindet, die nötige Rast einhält, erfüllt seine Lebenswanderung und findet sein Ziel. Nur der sachkundige Chirologe allerdings ist fähig, die vielen Zeichen in ein lesbares Alphabet umzuwandeln, dieses zu Worten zusammenzufügen, um wie in einem aufgeschlagenen Buche zu lesen oder letzten Endes die oft sich widersprechenden Zeichen und Formen wie bunte Steine nach langem Abwägen zu einem harmonischen Mosaik zusammenzufügen.

Es kommt auch vor, daß man auf Hände stößt, deren Linien und Zeichen gegen alle anerkannten chiromantischen Regeln verstoßen. Hier ist es nötig, die Begabung der Divination einzusetzen resp. sich vollkommen seiner Einfühlung zu überlassen.

Ich wiederhole nochmals: Die Chiromantie dient unserer Selbsterkenntnis, der wichtigsten Aufgabe unseres Lebens, durch die allein wir dazu gelangen, uns über uns selbst hinauszuerheben.



Nägele Radierung (Verlag Gurlitt)

WAHRSAGER

Von

RUDOLF GROSSMANN

Charakterkunde kennen heute viele. Das Deuten von Persönlichkeit, Schicksal, Zukunft mit oder ohne gehabte oder in Aussicht stehenden Krankheiten, Heiraten oder wichtige Briefe ist gesellschaftsfähig geworden.

Feinere Cafésatzmagie! Manche können manches, andere haspeln sich mühsam am Notseil erlernter, billig zu habender Zeichen weiter.

Wir rücken heute nach Ueberwindung des materialistischen 19. Jahrhunderts der Seele von allen Seiten auf den Leib.

Das große Reich des Unbewußten, des wirklichen Seelenlebens, beginnt sich erst zu erschließen. Die Wissenschaft hat sich erst zögernd hineingewagt, ihre Methoden und Apparate funktionieren noch nicht recht, und die eigentliche Entdeckerarbeit leisten noch die kühnen oder schlauen Pioniere, die Träumer und Weisen, die Eroberer der sogenannten vierten Dimension.

Mit den wissenschaftlichen Versuchsmethoden stehen sie auf gespanntem Fuß. Sie funktionieren nicht gern auf Kommando! Sie verlangen vom Beobachter eine besondere Einstellung. Alle erzählen gern von ihren Sichten in die andere Welt und suchen ihr Fühlvermögen an Dutzenden von Fällen dem Neugierigen zu demonstrieren. Vieles, was sie erzählen, ist nur Füllsel, nur Ballast, um den Geist der steigenden Erwartungen zu spannen. Aber im Okkulten zählt nur Selbsterlebtes! Und auch dann bleibt immer etwas Vexatorisches, immer derselbe trübe Bodensatz des Unbekannten, Unerforschten.

Sie sind durchgehend „Praktiker", lebenserfüllte, ergriffene Naturen. Die Einzelseele in ihrer besonderen Artung ist ihre Welt. Wenn man sie Charakterologen nennt, faßt man ihr Wesen und Wirken eigentlich zu eng. Denn sie spüren nicht nur die Fülle der Eigenschaften und die Sonderheiten des von ihnen „erlebten" Individuums auf, sie erkennen das Gesamtbild, wissen oft um Dinge, die dem Bewußtsein des einzelnen selber verborgen sind, um Langversunkenes oder erst Vorgeformtes, können Warner oder Führer werden, aufrichten oder zerstören. — Wie sie selber arbeiten, entzieht sich meist ihrer eigenen Erkenntnis. Sie fingern körperlich an Kopf, Gesicht und Wuchs des Menschen herum, nehmen Gegenstände seines täglichen Gebrauchs, um sich daran weiterzutasten, wissen von seinem Innendasein, seinen Neigungen, seinem Beruf, ergründen verborgenste Taten, sprechen aus, was einer am liebsten ißt, welche Frauen ihm liegen, welche Geschäfte ihm glücken, vor was er sich hüten muß. Andere ergründen den Menschen, indem sie ihn bloß ansehen, mit ihm reden, sich erzählen lassen, wieder andere dringen vermittels seiner Handschrift in das Individuum ein. Auch sie sind trotz aller Sachlichkeit der Methode durchaus moderne Zauberkünstler, gerade wie die ihnen im gewissen Sinne verwandten Astrologen von heute, denn bei beiden Erkennensformen reicht Kenntnis und Anwendung der Regeln und Gesetze längst nicht aus; lebendige Schau tut hier das wichtigste, sie ist nicht zu lehren, obwohl sie freilich entwickelt werden kann. Irgendeinen Sinn, scheint es, haben sie zu eigen und besonders entwickelt, der den anderen Menschen fehlt oder im

Lauf der Kulturen abdressiert wurde. Jedenfalls beschnüffeln sie uns vermittels dieses Sinnes in der vierten Dimension.

Wir haben drei der bekanntesten dieser vielumstrittenen wahrsagenden Phänomene besucht. *Anna Karlik.* Eine Frau von einfachem, kleinbürgerlichem Aussehen — scharfkantiges Gesicht — trotzdem hat sie etwas Warmes, mütterlich Interessiertes.

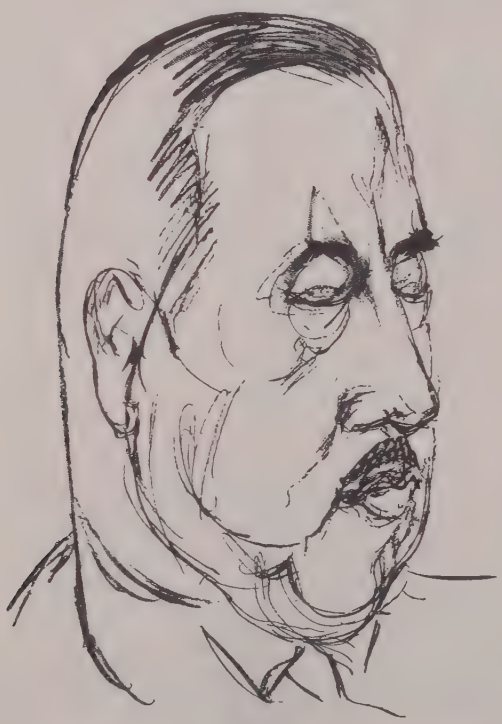
Ausgesprochene Mimik — bald sieht sie etwas ekstatisch nach oben, bald trifft uns ein scharf beobachtender, etwas schlauer Seitenblick — sie ist Sächsin —, dann sieht sie wieder nachdenklich ernst. — All diese Ausdrucksbewegungen wechseln sehr schnell, sie gestikuliert dabei eifrig mit den Händen und Armen, mit denen sie beschwörend kreisende Bewegungen macht wie eine Zauberin. Das gibt ihr etwas geheimnisvoll Huschendes, schnell Aufnehmendes und sich wieder Verflüchtendes. Sie braucht äußere Anregungen, wie Karten, astrologische Bücher, wie sie selbst sagt, nur noch, um sich umzustellen, das heißt bei den vielen Klienten sich vom Früheren abzulösen und auf den Neuen einzustellen. Sie scheint von Stimmungsmomenten sehr abhängig wie alle intuitiv hellseherisch Begabten. Sie erzählt gern Fälle, die ihre Kunst ins rechte Licht setzen sollen. — Sie sieht, versichert sie, Bilder aus Vergangenheit und Zukunft bei ihren Besuchern, ähnlich wie jeder von uns sich eigene Erinnerungsbilder aus seinem Leben hervorrufen kann. Die Bilderreihe ist dann unterbrochen, wenn jemand der nahe Tod bevorsteht.

R. Großmann — Frau Raschig

Frau Raschig, die Berliner Chiromantin, wirkt dagegen moderner, sachlicher. Was wir alle beim Betrachten oder Spüren von Händen erleben, den Grad ihrer Geistigkeit, Fühlsamkeit, Schlaffheit oder Energie, das sind, wenn

auch richtige, doch nur vage Umrißlinien dessen, was eine Hand wirklich „zu sagen" hat. Charakter, Schicksale, vergangene Erlebnisse, Aussichten, Gefahren, all das erzählt ihr die Hand, mit der sie sich befaßt, und in einem eigenen Buch hat sie viele schwarze Hände abgedruckt und ihr „Mene Tekel" festgehalten. Viele berühmte und einflußreiche Leute haben ihr die Hand entgegengestreckt und vor dieser Hexenmeisterin den Respektshut gezogen.

Wirklich, wer sie so sieht in ihrer mittelalterlichen Rundlichkeit mit dem geröteten Antlitz, den scharf aber nicht stechend, doch unerbittlich sich festsaugenden Aeuglein hinter den großen runden Gläsern, der wird an allerlei Sonderbares erinnert. Gewiß nicht an die Hexe der Kindermärchen oder vergangener Angstjahrhunderte. Wohl aber an jene geheimnisvollen Frauenwesen, die zu allen Zeiten in irgendeiner Form als „weise Frauen" die Schritte Rat- und Zukunftheischender auf sich lenkten. Aber sie ist dabei keineswegs eine Orakelspenderin. Ihr „Sehen", ihre Einfühlungskraft scheint wissenschaftlich geleitet und bestimmt, sagt nur, was sie verantworten kann, kennt das Wie und Warum ihrer Deutung, hat Ernst und Methode. Trotzdem ist sie eine weise Frau! Sie ist es und bleibt doch ganz auf dem festen Boden der Realität. Sie gespenstert mehr berlinerisch, im Gegensatz zu den Münchener Hellsehern. In München gibt es nämlich noch richtige Gespenster außerhalb von uns, selbständigen Daseins, dem Urboden oder vergangenen Zeiten irrlichtisch entstiegen. In Berlin aber gespenstert der Berliner höchst persönlich, d. h., er wird durch die Schnelligkeit und Präzision des Umtriebes und Ablaufes in seiner Stadt aufgerieben, so daß er irgendwo ganz durchsichtig wird und manchmal etwas fadenscheinig Gespenstisches an ihm herausguckt. Aber nur für kurze Momente, flugs rettet er sich wieder ins Maschinelle, in die 100 PS und täuscht sich unglaubliche Vitalität und Strammheit vor. Hier ist Frau Raschigs Feld der Tätigkeit. Hierher gehört sie, hier ist sie einzig.

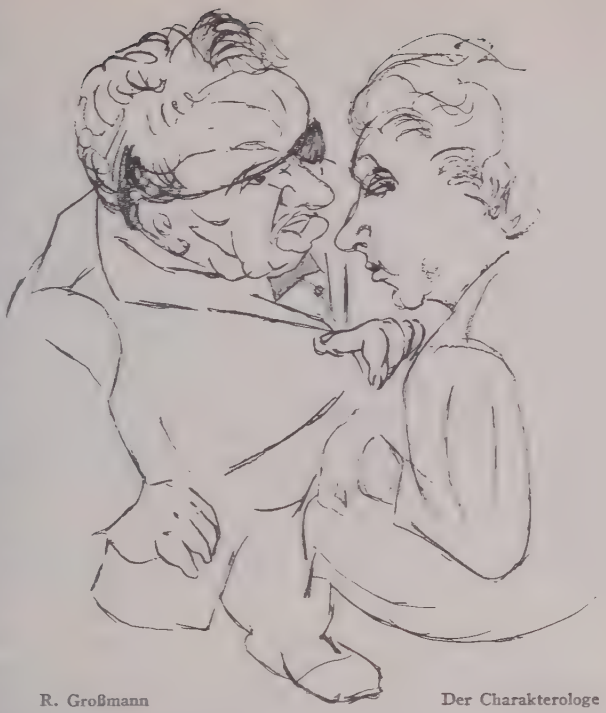


R. Großmann Peter Johansen

Zum Schluß noch zu dem berühmten Hellseher *Peter Johansen.* Er gehört auch zu den dicken „Sehenden", die phlegmatisch

wirken, aber unter ihrem sehenden Fett seelisch erzittern.

Ein rundlicher Seelenkloß — nur sein turmartig aufsteigender Schädel ist eckig und sieht wie ein Leuchtturm über allzugewohnte Horizonte hinweg. Fast orientalische Ruhe — Innenschau hinter vollgewölbten, gesenkten Augendeckeln — manchmal hat man auch das Gefühl, daß er nichts sieht, sich ausruht, sich abwartend empfangend verhält. Man müsse ihn, meint er, auf die Fährte setzen wie einen geistigen Spürhund. Man reicht ihm irgendeinen Gegenstand, den man bei sich trägt. An dem tastet er sich weiter. Phantome sind ihm etwas Alltägliches.



R. Großmann — Der Charakterologe

Er sieht sie vom nebulosen Schein bis zur körperlichen Dichtigkeit. Aber ich bin kein Spiritist, meint er, sondern Theosoph. „Wenn ich Zukünftiges sage, kann ich mich irren, da wir in der geistigen Welt keine Zeit haben." Zeit und Raum ist bei seiner Art von Schauen aufgehoben. Er sieht also immerhin nur Sachen, die da sind, irgendwo geschehen. An der Wand steht gedruckt:

„Infolge der Streitigkeiten, die sowohl die Oeffentlichkeit wie die Wissenschaft erregt haben, mache ich hiermit die für meine Konsultation geltenden Bedingungen bekannt, wie sie bisher schon immer in Geltung waren:

Ich beschäftige mich in erster Linie mit Psychometrie (Psychometrie ist der wissenschaftliche Name für das Fühlvermögen der Seele in Raum und Zeit). Die Leistungen aller sensitiven Personen auf dem Gebiet des räumlichen und zeitlichen Fernsehens sind unsicher, weil diese von Umständen abhängen, die weder in meiner Macht noch sonst in der Macht eines Menschen stehen. Es handelt sich stets nur um Versuche, die wertvolle Fingerzeige geben können, aber immer kritisch betrachtet werden müssen. Eine Garantie für den Erfolg oder das Eintreffen kann daher niemals übernommen werden. Das Honorar wird nicht für den Erfolg, sondern für meine Arbeitsleistung bezahlt! '

SCHLAFWAGEN

Von

KARL CHRISTIAN v. LOESCH

Es passieren die merkwürdigsten Dinge. Ich fuhr an einem Freitag abend nach Wien, mit der Absicht, unterwegs Ihnen eine Anklageschrift über die Geschmacklosigkeiten unserer Eisenbahnwagen zu schreiben. Wie üblich, war der Tag über und über ausgefüllt, und ich kam erst eine Minute vor Abgang des Zuges auf den Bahnhof. So stürzte ich in mein Abteil, öffnete die Mappe, nahm Papier und Bleistift heraus, und sah mich dann um, um die richtigen Eindrücke zu sammeln. Stellen Sie sich diese Verschmitztheit der Eisenbahnverwaltung vor: in dieser Schicksalsstunde hatte mich die Mitropa in den Wagen Nr. 315 gelegt, der vor einer Woche in Dienst gestellt worden war und allen Anforderungen genügt, die ein ausschweifender Geist heute an moderne ästhetische Einrichtung eines Verkehrsunternehmens stellen kann. Dieser Wagen war in der Tat von den Deutschen Werkstätten eingerichtet! Das erfuhr ich von einem Kundigen. Alle jene Gemeinheiten älterer und moderner Technik, die unser Herz verbittern, waren vermieden. Es gab weder den historischen Plüsch, noch die Jugendstillampe. Sondern man saß auf einem großen bequemen Schlafsofa, das mit einem modernen Streifenmuster bezogen war. Der Teppich, offenbar eigens gewebt, machte mit seinem lustigen Muster die Bewegungen der verzwickten Grundfläche des Abteils mit, eine wirklich geniale Lösung. Die Bauhauslampen paßten ganz genau zu dem Zweck, zu dem sie bestimmt waren! An einer großen Scheibe ließ sich das Fenster so bewegen und feststellen wie in einem Auto. Ja, man hatte sogar das Linkrusta vermieden, jene Bosheit der 90er Jahre, die eine unlösbare Symbiose mit den Eisenbahnwagen eingegangen zu sein schien. Statt dessen waren die Decke und die oberen Teile der Wand ganz schlicht mit Ahornfurnier bekleidet. Hätte ich nicht in einer unscheinbaren Ecke einen herabklappbaren Kleiderhaken entdeckt, der noch (genau wie früher) das Wort „Mitropa" in üblem Bronzeguß trug, so hätte mich nichts mehr aus vergangenen Zeiten angeheimelt. Also sind wir um eine Enttäuschung reicher und der Querschnitt um einen Aufsatz ärmer geworden. Den Stachel der Bitterkeit im Herzen, ließ ich frühzeitig mir das Bett machen und schlief mit dem letzten Schmöker von Wallace in den sich lösenden Händen zehn Stunden, ohne aufzuwachen. Es wird freilich noch viele Jahre dauern, bis wir nur noch in solchen Wagen fahren. Denn wie Sie wissen, muß die Reichsbahn nach dem Dawes-Plan täglich zwei Millionen Goldmark für das Ausland herauswirtschaften. Das ist das Geld, das man vor dem Kriege in Bahnhofsbauten steckte und das man heute zur Erneuerung der Wagenparks so gut würde gebrauchen können. Die Duplizität der Ereignisse bestätigte sich übrigens auch am Freitag wieder. Ich kaufte mir die Nachtausgabe und las dort, daß vom 15. Mai ab auf der Strecke Amsterdam—Köln—Freiburg—Basel ein Pullmanzug der Reichseisenbahnverwaltung — der erste auf dem europäischen Festlande — laufen werde. Nach den Erfahrungen des Schlafwagens steht zu erwarten, daß dieser Pullmanzug die Greuel der Postkutschenzeit, des Tapezierstils und der Lin-

Elie Lascaux, Dächer im Schnee, Oelgem.

Photos Galerie Simon

Elie Lascaux, Der Leuchtturm, Oelgem.

Ausstellung bei Billiet

Frans Masereel, Paris bei Nacht, Aquarell

Photo Globophot

Aus der Ausstellung „Landhaus und Garten" bei Friedmann u. Weber

Photo Stone

Paul Graetz, der erfolgreiche Matrose des Broadwaystücks „Nr. 17", in seinem Fiatwagen

Photo Zander & Labisch

Vera Engels in einem 6/30 NSU-Roadster

Photo W. Süßmann

Der eiserne Gustav auf der Fahrt nach Paris

Pacific u. Atlantic Photo

Prinz Joachim Albrecht auf der Fahrt nach New York

krustafabriken vermeidet. Es scheint also doch Tag werden zu wollen, und der „Silberstreifen" ist tatsächlich vorhanden. Ja, man hat sich offenbar entschlossen, gerade die Linien, die viel von Ausländern benutzt werden, zuerst herzurichten. Recht so! Vor dem Kriege hatten wir es nicht nötig, unsere guten Seiten zu zeigen, oder wir glaubten es wenigstens nicht nötig zu haben. *Heute sollte jeder Eisenbahnzug auf internationalen Linien, die durch Deutschland gehen, eine Art von fahrender Reklame deutscher Industrie und deutschen Gewerbes sein.* Von einer Reklame ohne Anpreisung, die nur durch ihren Geschmack und ihre Zweckmäßigkeit wirkt. Ohne Luxus, denn wir sind ja arm geworden, aber doch mit einer gewissen Behaglichkeit ausgestattet.

ELIE LASCAUX

Von

MAX JACOB

Von einem Gemälde sollte man eigentlich nur zwei Worte sagen: es ist gut, oder es ist schlecht. Fügt man etwas Literatur hinzu, so bleibt man schon nicht mehr bei der Sache. Wenn man fachsimpelt, langweilt man den Leser, der nichts davon versteht, Gottseidank, gar nichts.

Soll man über Lascaux einen Artikel schreiben? Ich würde ein Gedicht vorziehen. Dann müßte man aber wieder imstande sein, das Gedicht über Lascaux zu schreiben. Dies Gedicht müßte man gegen den Himmel schreiben, auf den Himmel drauf, mitten in den Himmel. Lascaux malt mit dem Geist, mit einem ganz von Zartheit durchtränkten, nach dem Uebernatürlichen strebenden Geist. Diese Malerei ereignet sich nicht auf der Erde und möchte höher hinaus. Der Geist ist das Wesentliche, die Ergriffenheit ist aber noch wichtiger. Die wahre Intelligenz ist Sympathie, und wenn im Grunde jedes Werk nichts bedeutet, als daß man etwas verstanden hat, so wäre es nötig, sich über den Sinn des Wortes „verstanden" zu einigen. „Lacht mit den Lachenden, weint mit den Weinenden" sagt das Evangelium. Verstehen, das heißt, erschüttert sein. Beruht die ästhetische Intelligenz von Lascaux hierauf? Gewiß, und zugleich noch auf etwas anderem.

Lascaux ist im eigentlichen Sinne ein Maler engelhafter Art. Wir haben keinen solchen Maler: mehrere haben den Ehrgeiz gehabt, diesen Titel zu verdienen: man glaubt, zur Engelhaftigkeit, zum Angelismus zu kommen durch die kubistische Konstruktion: je gedrängter die Komposition, um so „reiner" das Bild. Ich will nicht sagen, daß Lascaux nicht komponiert; er komponiert sogar auf eine wirklich neue und originelle Weise. Bei einem neuen Manne (und Lascaux ist ein neuer Mann) ist alles neuartig. Aber er hat vor allem eine engelhafte Seele. Lascaux verteidigte auf der Butte Montmartre die Schwachen und die Armen mit aller Kraft seiner Rede und seiner Fäuste, eben, weil er von engelhafter Art ist. Die Kameraden erinnern sich an diesen Kampfhahn aus Limoges. In dieser Epoche war seine Malerei pathetisch wie sein Leben, brutal wie das Leben der armen Künstler. Heute ist seine Malerei

virgilisch, weil Lascaux' Seele sich entfaltet hat. Er zeigt das, was er ist, und er ist die Reinheit, die Größe und die Zartheit. Er verklärt die Natur, er zieht sie zu seiner Höhe empor, und das ist sehr hoch.

Das, was diesen Idealisten von jedem anderen unterscheidet, ist, daß er sich niemals verliert. Er zeichnet mit Strenge, mit einer unschuldsvollen Pedanterie. Er jagt hinter der Wirklichkeit her, um sie zusammenfassen zu können, um sie ins Gleichgewicht zu bringen bis in die verborgensten Schlupfwinkel des Bildes. Der Idealismus liegt für ihn nicht nur im Gefühl, er liegt in unerwarteten lyrischen Modulationen, in Ornamentierungen, die an die kunstvollen Initialen alter Meßbücher erinnern (wenn man schon vergleichen muß). Der Idealismus liegt auch in der Farbe, die er ganz weich macht und harmonisiert, womit er auch noch die Blasiertesten überrascht.

Viele trauern dem grimmen Lascaux der frühen Porträts, dem Pathetiker Lascaux nach. Mir scheint, als sei er immer derselbe —: er singt nur in einer anderen Tonart. Daß er fortfahre, zu singen, das ist alles, worum ihn die Liebhaber der wahren Schönheit bitten. —

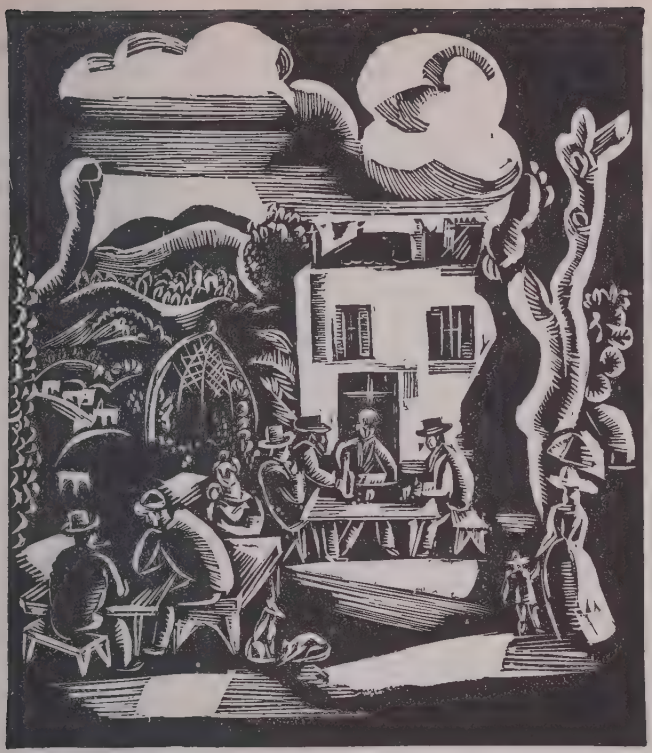
JAPANISCHE REISENOTIZEN

Von

P. G. NASCHÉR

Das Schrecklichste an den japanischen Bahnen sind die — Globetrotter! Sie finden etwas dabei, daß der Fahrgast im Schlafwagen sich im Negligé zeigt, daß der Gebete hersagende Shintoist die Nachtruhe stört, daß am Tage die kleine Japanerin ihre Sandalen abstreift und sich auf die Fersen kauert, weil ihr dies gemütlicher ist als stundenlanges, ungewohntes Sitzen.

Hört der Japaner solchen oder überhaupt Tadel über sein sakrosanktes Land, dann lächelt er. Duldsam und selbstbewußt; er weiß, daß vielleicht manches im Westen besser ist, daß aber keine andere Nation der Welt in Japan das hätte fertig bringen können, was er, der Japaner, zuwege brachte. Das Inselreich ist und bleibt das Land der Kontraste. In den Straßen der Städte versuchte der Rickschah mit dem Auto schon zu einer Zeit Schritt zu halten, als wir in Europa uns für Rekorde noch wenig begeisterten. Seit vier, fünf Jahrzehnten geht dem Japaner der Rekord über alles, der Reisende spürt Rekord und Kontrast: neben dem sechs-, siebenstöckigen Bürohause in Nihombashi die niedrigen Parterrehütten von vorgestern, neben der auf Sandalen trippelnden Madame Butterfly mit dem pomadisierten Riesenzopf die florettfechtende japanische Studentin mit Bubenkopf. Die Natur hat Japan mit einer Hand gesegnet und mit der anderen Gaben verteilt, die ihm unheilvoll sind, jedes andere Land am Fortschreiten gehindert hätten; beim Japaner löste dies die bereits vorhandene Zähigkeit und Tatkraft aus, das japanische „ich will" wurde bis zum Aeußersten angespannt. Kein Land der Welt hat einerseits so viele und so ergiebige heiße Heilquellen, keines solche Flora wie Japan, nur Schweden, die Schweiz und Oesterreich einen derartigen Reichtum an Wasser-



Hermine David Holzschnitt

kräften. Andererseits wird aber kein zweites Land so häufig und so ständig von Natur-Katastrophen heimgesucht: Stürme, Feuersbrünste, Erdbeben, Ueberschwemmungen sind an der Tagesordnung.

Vor sechzig Jahren kannte man in Japan nur Ochsengefährte und Sänften. Damals bestimmte der britische Gesandte die Regierung, einen Versuch mit der Eisenbahn zu machen, es wurde eine halbe Million Pfund ausgeworfen und die Bahnlinie Tokio—Yokohama erbaut. Da Ney in London eine Bahnanleihe placierte und der Kaiser bei der Eröffnung anwesend war, begann man, planmäßig Bahnen zu bauen, heute ist das Eisenbahnnetz fast 13 000 Meilen, die Spurweite im ganzen Lande 3 Fuß 6 Inches (zirka 1 Meter). Die Bahnen sind das Allermodernste, und Japan ist das erste Land, das die vom Völkerbunde empfohlene automatische Kuppelung zur Verhütung von Angestelltenunfällen obligatorisch machte.

Dem Bahnbau stellen sich ungeheure technische Schwierigkeiten entgegen, und anfänglich hatte man auch gegen Tradition und Aberglauben anzukämpfen. Der Japaner, so sehr er auf Tradition eingestellt ist, denkt aber schnell und geht darüber hinweg, wenn es zum persönlichen oder zum Vorteil des Landes ist. Die Bahnen, private und staatliche, sind heute so geleitet, daß manche europäischen Staaten hieraus lernen könnten. Zum Beispiel die zweisprachigen

Inschriften auf den Stationen (japanisch und englisch). Kein Bahnbeamter kann zu einem höheren Range gelangen, wenn er nicht auch Englisch spricht, und die zur Bequemlichkeit der Reisenden mitfahrenden kleinen Jungen, die dem Passagier auf den Stationen Früchte, Zeitungen besorgen, die Kleider abbürsten, den Wagen mehrere Male am Tage ausfegen, sprechen durchwegs pidgeon English und danken auch freudigst in dieser Sprache für ein Trinkgeld. Wehe aber, wenn sich jemand untersteht, dem Schaffner ein Trinkgeld anzubieten! Fast alle japanischen Wagen haben rote oder weiße Streifen in den Glasscheiben, die ich mir gar nicht erklären konnte: Sie dienen dazu, Fahrgäste vom flachen Lande, die teilweise noch nie Glas gesehen haben, davor zu bewahren, daß sie ihren Kopf durch das geschlossene Fenster zu stecken versuchen.

Im Speisewagen erhält man europäische Gerichte, die Table-d'hôte-Karten sind in französischer Sprache ausgestellt. „Modern Transport" zitiert eine solche pseudofranzösische Menukarte wörtlich:

DINNER.
Yen 1,70
Consommé au Tapioca
Beefsteaks aux Pommes à l'Anglaise
Beignet de Banas
Fruite de Saison
Caf

Es gehört zum guten Ton, daß auch der japanische Fahrgast nicht den häufig mitfahrenden japanischen Speisewagen benützt, sondern den europäischen. In ersterem gibt es Daikon (japanische Radieschen), Tee, gebratenen Fisch. Fährt keiner mit, kann man auf den Stationen hübsch zugerichtete Körbchen mit Milch, Früchten, Tee, Reis erhalten. Serviette und Stäbchen sind natürlich auch dabei.

Der Japaner läßt sich die Hebung des Fremdenverkehrs sehr angelegen sein und rührt mit wieder typisch japanischer Geduld, Ausdauer und Geschicklichkeit die Werbetrommel für die „Schweiz des fernen Ostens".

Unentwegt späht er nach neuen Möglichkeiten. Auf einem Bankett in London erklärte der japanische Botschaftssekretär im vorigen Monat, daß in kurzem der Staat mit der Elektrisierung seiner Bahnen beginnen werde. Im Jahre 1924 gab es in Japan 243 Meilen elektrische Bahnen, Ende 1927 bereits 1900 Meilen, auf denen 9000 Waggons verkehrten. Japan ist nicht nur das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, es bringt auch diese in einem Tempo zur Entwicklung, die Bewunderung erregen muß.

Lafcadio Hearn, der seinem Vaterlande die offenen Augen verdankt, und der in Japan zum Dichter wurde, ist der Ansicht, daß sich im Japaner orientalische Tugenden mit europäischem praktischen Denken und Handeln vereinigen. „The Japanese have absorbed all of our civilisation and yet keep it concealed under the flower and poetry of ancient Nippon." Und dies ist das Reizvolle am Lande der Geishas und Dampfhämmer, der Kirschenblüten und Pullman-Wagen...

BUCHER-QUERSCHNITT

ANDRÉ GIDE, „Der Immoralist". J. C. C. Brun's-Verlag, Minden i. W.
L'Immoraliste, ein junger Mensch, erkrankt tödlich und begreift vor dem unentrinnbar scheinenden Tod, daß er in einer Welt der Bücher und Gelehrsamkeit existiert hatte, ohne sich seiner Sinne und der sinnlichen Schönheit der Welt und des Menschen bewußt zu sein. Das Unerwartete ereignet sich: das Leben kommt wieder, der Gesundende steht mit seinem gewandelten Lebenswillen beglückt und tragisch außerhalb aller Tradition und sehr bald im aussichslosen Kampf gegen sie. Auf eine kurze Seligkeit folgt schnell der Zusammenbruch. Richtung und Ausmaß der Sehnsucht dieses Außenseiters sind in der verfeinerten und dekadenten Persönlichkeit des Autors vorgezeichnet. Die Eigenwilligkeit und vollendete Schönheit seines Ausdrucks dringen aus jedem Satz dem Leser ins Bewußtsein. Aber man sollte diesen Besonderen in seiner eigenen Sprache lesen. Eine Uebersetzung, die für „tant pis" „um so schlimmer" setzt, ist trotz der im allgemeinen guten Wiedergabe nicht auf der erforderlichen Höhe. *B. Sch.*

E. TIETJENS, Die Desuggestion. Ihre Bedeutung und Auswertung. Otto Elsner Verlags-G. m. b. H. Berlin 1928.
„Desuggestion" ist nach Tietjens der Abbau bisher vorhandener fehlerhafter Suggestionen. Ausgehend von den Lehren Ziehens, Forels, namentlich aber Semons und Kammerers, gelangt T. zu einer neuen geschlossenen psychologischen Grundansicht und dabei zu jenem Begriff der Desuggestion, der das einzige helfende Prinzip bei erfolgreicher psychoanalytischer oder (auto-)suggestiver Therapie sei. Daß Desuggestion außer dieser psychotherapeutischen Bedeutung für den Neurotiker und Psychopathen auch als wichtiges Mittel der Glücks- und Erfolgslehre eine enorme praktische Bedeutung für den Gesunden hat, wird in dem streng methodischen, gedanklichen Aufbau des sehr lesenswerten Werkes ersichtlich.

Die Tat. Eugen Diederichs Verlag, Jena.
Diese Monatsschrift zur Gestaltung neuer Wirklichkeit erscheint fortab unter Leitung Dr. Adam Kuckhoffs, dessen Bestreben dahin zielt, jedem Heft einen zusammenfassenden Rahmen zu geben. Forderungen, Aufgaben und Möglichkeiten der neuen Generation sowie moderne Lösungsversuche zeitloser Probleme werden in kluger Mischung zur Diskussion gestellt. Nummer 2 bietet recht beachtenswerte Beiträge zum Stand der Jugendbewegung, zur Strafrechtsreform und verwandten Themen. *L. Th.*

Die Böttcherstraße. Internationale Zeitschrift, 1. Jahrgang, 1. Heft. Herausgeber Ludwig Roselius (mit Professor Bernhard Hoetger und Georg Eltzschig). Angelsachsen-Verlag.
Diese neue Zeitschrift kommt, wie schon ihr Titel und der Name des Herausgebers dem Eingeweihten verrät, in Bremen heraus. Das erste Heft, pompös gedruckt, verschwenderisch mit Facsimiles und anderen Illustrationen geschmückt, versammelt anläßlich der Kölner „Pressa" um das Thema „Presse" eine Fülle autoritativer Stimmen, vom Oberbürgermeister Adenauer über Stresemann bis zu Loerke und Stefan Zweig. Eine sehr noble Publikation, die Appetit auf das zweite Heft macht, schon weil sich dann das Programmatische der ganzen Unternehmung klarer erkennen lassen wird.

B. Z. - Karten. Verlag Ullstein.

Der Autofahrer muß weiter und schärfer sehen als der Fußgänger. Seine leiblichen Augen reichen nicht aus, er braucht Karten, und zwar B. Z. - Karten. Sie zeigen ihm alles, was für ihn von der Gegend wesentlich ist: die besten Wege, gefährliche Punkte, Entfernungen und — auf besonderen Plänen — Durchfahrten. Mit B. Z. - Karten kann er ohne unliebsamen Aufenthalt durchfahren, er braucht niemanden zu fragen. 32 Blätter sind bisher erschienen. Sie erfassen den größten Teil Deutschlands. Weitere Karten erscheinen laufend. Jedes Blatt ist einzeln für 1 Mark, auf Leinen für 2 Mark in allen Geschäften und in allen Ullstein-Filialen zu haben.

Prof. Dr. MARTIN MENDELSOHN, Das Herz — ein sekundäres Organ. Eine Kreislauftheorie. Axel Juncker Verlag, Berlin 1928.

Eine glänzend vorgetragene, alle Auffassungen über Bereich und Bedeutung der Herztätigkeit revolutionierende neue Kreislauftheorie, derzufolge das Herz nicht „Motor", sondern lediglich „Regulator" des Blutumlaufs ist und die Blutbewegung wesentlich durch Saugwirkung des Gewebes und nicht durch eine Pumpwirkung des Herzens zustande kommt. Zu welchen radikalen Wandlungen von Auffassung und Behandlung der Herz- und Kreislauferkrankungen die neue, aus rein klinischer Beobachtung geschöpfte Theorie führt, wird eingehend dargelegt. *D.*

San.-Rat Dr. GEORG BONNE, Das Verbrechen als Krankheit. Verlag Ernst Reinhardt, München 1927.

Theoretisch in der Frage der Verbrechensursachen mit unnötiger Einseitigkeit die unbestreitbaren exogenen Momente (Alkohol, Nikotin, Syphilis, Kopfverletzungen) allein berücksichtigend, in manchen Einzelheiten oft nicht frei von Vorurteilen, bietet das Buch Bonnes die praktisch wichtige Bearbeitung seiner reichen Erfahrungen als langjähriger Strafanstaltsarzt, die kennenswert ist, auch wenn man die etwas weitgehende Maßregelgläubigkeit des Verfassers nicht mitmachen kann. *D.*

GEORG LANGE, Erziehung als Zeugung. Ernst Reinhardt, München 1928.

Das Buch bemüht sich um Erziehungsprinzipien auf Grund kulturphilosophischer und kulturmorphologischer Gedankengänge nach Bachofen, Nietzsche, Spengler, Frobenius. *D.*

Kriminalromane im Ullstein-Verlag:

ERICH WULFFEN, „Der Mann mit den sieben Masken" ist eine Hochstapler-Geschichte, die ein künstlerisch und kriminal-psychologisch interessierter Staatsanwalt verfaßt hat, anziehend durch die bestechenden Eigenschaften ihres Helden und durch die Sachkenntnis des Autors.

LUDWIG KAPELLER, „Staatsanwalt Niedorff" ist die von einem geschickten Schriftsteller gemachte Entdeckung, daß ein Staatsanwalt gleichzeitig als raffinierter Verbrecher seine Berufskenntnisse erweitert. Die Fabel ist so spannend, daß man nach einer Wahrscheinlichkeit erst fragt, wenn man zu Ende gelesen hat.

GASTON LEROUX, „Das Geheimnis des Opernhauses".

Sicher einer der spannendsten phantastischen Kriminalromane, in dem die unheimliche Atmosphäre der riesigen Pariser Oper und ihrer unterirdischen Labyrinthe festgehalten ist.

JOSEF FRIEDRICH PERKONIG, „Ingrid Pan". F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung.

Reizvoll an dieser feinen Novelle ist vor allem, wie eigenartig und reich der Autor Erlebnisse in der Natur und der Welt der Dinge gestaltet und daß er entsprechend auch erschütterndste menschliche Erlebnisse in eine reine weite Atmosphäre trägt und sich auflösen läßt. *B. Sch.*

OSKAR FISCHEL und FRANZ v. VOLTO, Paul Scheurich, Porzellane und Zeichnungen. Rembrandt-Verlag, Berlin-Zehlendorf.

Scheurich ist nicht „der größte Porzellan-Künstler aller Zeiten", wie ihn in superlativer Schwärmerei Fr. v. V. nennt, wohl aber unter den deutschen Bildhauern, die Porzellan-Plastiken geschaffen haben, einer der wenigen, die diesen Stil nach Material und Form wirklich beherrschen und denen wir wirklich bedeutungsvolle, weit über den Durchschnitt herausragende Werke verdanken. Die Zahl der Arbeiten Scheurichs ist nicht sehr groß und leider auch nur einem verhältnismäßig kleinen Kreis bekannt. Da es dem Künstler vom Schicksal nicht mehr vergönnt ist, Neues zu schaffen, war es verdienstvoll vom Verlag und seinen Autoren, die Porzellane und eine große Zahl von Zeichnungen in guten Abbildungen zu reproduzieren. Sch. setzt in seinen Figuren den Stil des Rokoko fort, aber so selbständig, so gekonnt, so belebt, wie es wirklich nur ein wahrhaft Blutsverwandter vermag. Sch. ist kein Nachahmer, er ist auch nicht modern und doch beides zugleich, wie jeder große Künstler. *C. F. R.*

RICHARD HAMANN und HANS WEIGERT, Das Straßburger Münster und seine Bildwerke. Deutscher Kunstverlag, Berlin.

Nach Bamberg und Naumburg nun Straßburg. Eine schöne Steigerung vom Romanischen über die Frühgotik zur Hochgotik. Erfreulich diese Denkmäler deutschen Bauens und deutschen Bildens in so vortrefflichen Abbildungen betrachten zu können. Auch wer die Werke selbst durch Augenschein nicht kennt, bekommt einen starken Eindruck von diesen wirkungsvollen, technisch einwandfreien Aufnahmen, die alles Können der Photographie sich dienstbar machen und alle stimmungsvollen Mätzchen vermeiden. Der Verlag kann auf diese sachliche und aus sich selbst sprechende Publikation stolz sein. *C. F. R.*

KARL GRÖBER, Kinderspielzeug aus alter Zeit. Eine Geschichte des Spielzeugs. Deutscher Kunstverlag, Berlin.

Es ist kaum ein Jahrzehnt her, daß man sich ernstlich mit Volkskunst befaßt. Kein Wunder, daß eine Kulturgeschichte des Spielzeugs erst jetzt geschrieben wurde. Der Verleger hat es zum Glück vermieden, ein amüsantes Bilderbuch mit oberflächlichem Text zu geben, aber gottseidank auch kein gelehrtes Kompendium geschrieben. Er hat vielmehr den klugen Mittelweg zwischen diesen Extremen gewählt, und der Verlag hat durch gepflegte Ausstattung dieses Ziel aufs beste unterstützt, so daß ein wirklich interessantes und lesbares Werk entstanden ist. Die Abbildungen verdienen jedes Lob, sie sind gut gewählt und ausgezeichnet reproduziert. Man könnte dieses Buch eine Kultur- und Kunstgeschichte aus der Froschperspektive nennen, aber mit gleichem Recht auch eine solche aus der Vogelschau. Puppen und entzückende Puppenhäuser, Tiere und Soldaten usw., von den alten Aegyptern bis in die Biedermeierzeit, ziehen als bunter Reigen an unseren Augen vorüber. *C. F. R.*

HABIMA, Hebräisches Theater, zweiunddreißig Bilder, Einführung von Bernhard Diebold. Verlag Heinrich Keller (Dr. Victor Fleischer), Bln.-Wilmersdorf. Die unvergessenen Aufführungen dieses einzigartigen Theaters sind in ausgezeichneten Porträt- und Szenenphotos festgehalten. Schauspielerische Maske und Geste auf diesen Bildern wandeln sich während des Anschauens in menschliche Porträts von erschütternder Wahrheit und einer Größe, die dieses Theater vor jedem anderen adelt. *B. Sch.*

Moskauer jüdisches Kammertheater. Verlag Die Schmiede, Berlin.
Wir sind noch erregt von dieser unerhörten Theaterkunst, deren Träger durch ihr vollendetes Können als Sprecher, Mimiker, Sänger und Tänzer uns mit Begeisterung und Liebe erfüllten. Dankbar nehmen wir als einen schwachen Nachhall des Erlebnisses diese Bilder. *B. Sch.*

GEORG FRÖSCHEL, „Hochzeitsreise wie noch nie". Roman. Verlag Ullstein.
Ein brillant geschriebener Gesellschaftsroman aus der Neu-Berliner Hochfinanz. Aus dem Kontrast des Selbständigkeitsbetriebes einer jungen Dame mit ihrer Rücksicht auf das immer noch ängstlich behütete bürgerliche Renommé entsteht die hübsche Konstellation einer Hochzeitsreise ohne Mann, einer Revue verschiedener Männertypen und eines erst mühsam erkämpften, abgeklärten happy end.

ELISABETH RUSSELL, „Urlaub von der Ehe", Roman. Verlag Ullstein.
Unter sehr blauem Italienhimmel entdeckt eine Anzahl von englischen Damen die Brauchbarkeit des Ehemannes, den sie vorher ziemlich satt gehabt hat. Zwei Eigenschaften der Lady Russell machen dieses wie ihre anderen Bücher liebenswert: eine ironische Nachsicht für banale Menschen und eine desto wärmere Liebe zur Landschaft. Der Roman war einer der „best seller" in England und Amerika.

Illustrierte Geschichte der russischen Revolution. Herausgegeben von W. Astrow, A. Slepkow und J. Thomas, mit Beiträgen der großen Führer. Neuer Deutscher Verlag, Willi Münzenberg, Berlin.
Diese gebundene Ausgabe enthält statt eines Vorwortes einen Abschnitt aus dem Manifest des Zentral-Exekutiv-Komitees der Sowjetunion zum X. Jahrestage der Oktober-Revolution. II. Zwischen zwei Revolutionen 1907—1917; III. Der Februar- (März-) Umsturz 1917; IV. Die ersten Monate der Revolution; V. Von den Julitagen bis zur Oktober-Revolution; VI. Oktober; VII. Nach dem Oktober. Auf die historische Bedeutung dieses sehr präzisen, dokumentarischen Werkes haben wir schon früher gelegentlich des Erscheinens des Werkes in einer Festfolge hingewiesen. Es gibt objektivste Darstellung der russischen Revolution, daher die beste. *B. Sch.*

WALTER SERNER, Letzte Lockerung. Ein Handbuch für Hochstapler. Verlag Paul Steegemann, Berlin.
Als Handbrevier für Hochstapler und solche, die es werden wollen, ist dies Buch sehr gefährlich: die Aspiranten werden es bestenfalls zu Mittelstaplern von bürgerlichstem Snobismus bringen. Serner, der famose Prosa geschrieben hat („Die Tigerin", „Der Pfiff um die Ecke", „Zum blauen Affen"), unterschätzt die Dynamik des geschriebenen Aphorismus und hält für paradox, was vielleicht skurril ist.

Inneres eines japanischen Speisewagens

Photos „Modern Transport"

Japanischer Wagen erster Klasse

Kopenhagen Ausst. (Leihgabe Paul Rosenberg, Paris)
Corot, Venus im Bade

Photo G. Riebicke
Sportlehrer Sturm im Lehmbad

Propyläen-Kunstgeschichte

Henri Laurens, Hockende Frau

Aus der soeben erschienenen 2. Auflage von Carl Einstein, Die Kunst des 20. Jahrhunderts

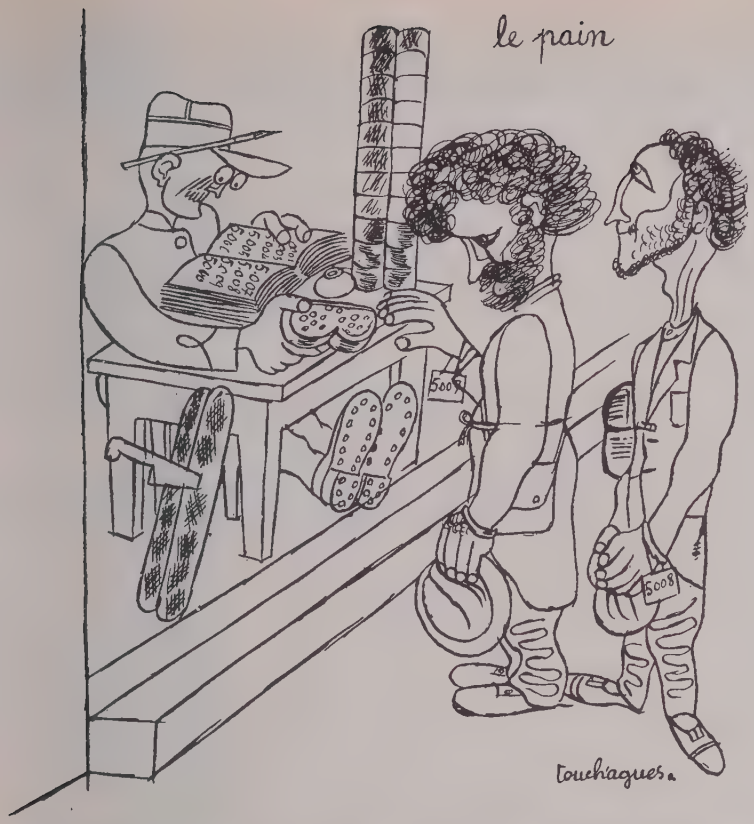
Heinrich Mendelsohn und Frau
im Mittelmeer

Photo Hedwig Fischer

Max Slevogt und Frau Trude Simon
in Seelow

Photo H. v. Garvens

Samoa-Tänzer in Honolul.



MARGINALIEN

Voltaire-Anekdoten.

(Anläßlich des 150. Todestages.)

Der Amtmann de Berne sagte eines Tages zu Voltaire im Ton des größten Stolzes:

„Wozu machen Sie so viele Gedichte? Was haben Sie davon? So gut wie nichts! Bei Ihrer Begabung müßte es Ihnen doch möglich sein, etwas Ordentliches zu werden. Sehen Sie mich an: ich bin nicht gescheiter als Sie und bin schon Amtmann." —

Der Herzog von Saint Simon schrieb in seinen Memoiren:

Aronet, der Sohn eines Notars, wurde wegen einiger satirischer, schamloser Gedichte verbannt. Ich nähme mir nicht die Mühe, diese Bagatelle zu erwähnen, wäre nicht dieser Aronet unter dem Namen de Voltaire ein bekannter Dichter und Akademiker und, durch eine lange Reihe trauriger Abenteuer, eine Art von Persönlichkeit in der gelehrten Welt geworden, und

hätte er nicht schließlich sogar eine Art von Bedeutung in einer gewissen Gesellschaft erlangt." —

Der Historiker Duclos hatte eines Tages bedeutende Gäste bei sich.

Man unterhielt sich über Voltaire. Man bewunderte vor allem die Universalität seines Geistes.

„Es war ein Unglück," sagte ein Advokat, „daß Voltaire auch über die Jurisprudenz sprach; denn sie war das einzige Gebiet, das er nicht kannte."

„Ich bedaure nichts so sehr," sagte ein Theologe, „wie dies, daß er über Religionen schrieb; denn, wenn Sie davon absehen, so wußte er alles."

„Keine Wissenschaft," sagte ein Gelehrter der Geometrie, „war ihm fremd, mit alleiniger Ausnahme der Geometrie. Da hätte er sich besser nicht eingemischt."

„Es ist traurig," sagte ein Historiker, „daß er sich auch mit Geschichte befaßte; nur hier, und nirgends sonst, hat er versagt."

Da erhob sich ein Dichter, um seine Meinung zu äußern.

Der kluge Duclos sah, was kommen würde, wollte vermeiden, daß auch die übrigen Gäste auf die Probe gestellt würden, bat um Stillschweigen und sagte, daß er wegen einer dringenden und unaufschiebbaren Angelegenheit plötzlich abberufen worden sei.

Die Gäste gingen, und jeder einzelne war überzeugt von der beinahe lückenlosen Universalität des Voltaireschen Geistes. —

Ein Dilettant las ein langes Gedicht vor: ein Jüngling und ein Mädchen lieben sich; sie sind zu rein und zu edel für das verderbte Europa; sie fliehen nach Indien; dort schwärmen sie in hohen Worten von der unberührten, erhabenen südlichen Natur und von der einzigartigen Tiefe ihrer Empfindungen; da erscheint eine Giftschlange und tötet die beiden Liebenden.

„Was halten Sie von meinem Werk?" fragte der Verfasser.

„Ich bin," erwiderte Voltaire, „der gleichen Ansicht wie die Schlange." —

„Ihr letztes Werk," sagte ein Herr zu Voltaire, „wurde dazu verurteilt, auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden."

„Um so besser," erwiderte Voltaire, „meine Bücher sind wie die Kastanien. Je mehr man sie brät, desto mehr werden sie verkauft." —

Wilhelm von Hebra.

Sling †

Sling feierte seinen fünfzigsten Geburtstag, und Sling starb. Das deutsche Schrifttum und insbesondere die deutsche Journalistik verlieren in ihm einen glänzenden Vertreter einer gerade in Deutschland seltenen Mischung. Er hatte den Spieltrieb eines Kindes. Er war ein Meister der anmutigen Neckerei. Und er hatte zu Spiel und Grazie noch die innere Freiheit des Künstlers und die echte Menschlichkeit eines erfahrenen Mannes, dem vielerlei vertraut war. Seine Augen waren von einer listigen Güte. Wenn man ihn sah, hörte oder las, lächelte man. Die Atmosphäre, die um ihn war, schuf Vertrauen und Freundschaft. Er war heiter und gleich weit entfernt von Sentimentalität wie von Possenreißerei, Humorist aus Lebens- und Menschenkenntnis. Allen ist er viel zu früh gestorben, seinen Lesern und seinen Freunden, denen er, wie selten einer, Freund zu sein verstand. *F. L.*

SOEBEN ERSCHIEN IM 1. BIS 25. TAUSEND

FRANZ WERFEL

Der Abiturienten-Tag

DIE GESCHICHTE EINER JUGENDSCHULD

ROMAN

Pappband M 5.30; Ganzleinen M 6.80

Franz Werfel erzählt die Geschichte einer Knaben- und Jugendschuld, die, durch kein irdisch-äußerliches Gesetz faßbar, dennoch die tiefste, die Schuld einer Seelenentwurzelung, einer Menschenvernichtung ist, die Schuld, für die es keine Entsühnung gibt, denn sie ist die Sünde gegen den heiligen Geist der Menschenliebe.

EIN SPANNENDER ROMAN, EINE ÜBERRAGEND HOHE DICHTUNG

PAUL ZSOLNAY VERLAG / BERLIN · WIEN

Die neue alte Oper.

Das Bild: Am 2. Mai 1926 wurde die Staatsoper „auf mehrere Monate" geschlossen. Zwei Jahre dauerte der Millionen fressende Umbau, dessen technische Leistung in Anbetracht märkischen Sandes, Morastes und unversieglichen Grundwassers von Experten hochgepriesen wird...

Der einstmals schöne Opernplatz ist endgültig verblichen, das Haus heftig verhäßlicht, sein Inneres eine Stilrevue.

Den Raucher entschädigt das unterirdische Büfett, das ebenso wie Vestibüle und Parkettumgang modischen Hotelkomfort zweiter Güte vermittelt. Breite Treppen mit billigen Balustraden führen zum ersten Rang und dem alten Foyer. Der in seinem Genre einzigartige Zuschauerraum hat gottlob nur geringe Aenderungen erlitten: zurückgerückte Proszeniumslogen, engere Bestuhlung, Groß-Reinemachen in Weiß-Rot-Gold, Restaurierung des vom Gaslampenqualm geschwärzten Deckengemäldes in der großen Mittellage und last not least Tieferlegung des Orchesters. Souveräne und Subsouveräne des Taktstockes thronen also hinfort weniger gottähnlich über dem Ganzen...

Die Akustik: Sie hat nichts Wesentliches eingebüßt. Der Ton ist merkwürdig prall, rund, direkt. Aber seine richtige Distanz und Mystik wird sich allmählich einstellen, wenn erst genug Klang, Staub und Beifall abgelagert sind.

Die Zauberflöte, erste dreier Festvorstellungen, sollte maschinelle Künste, den neuen Riesenhorizont, die hydraulisch betriebenen, nach allen Richtungen lenkbaren Podien, kurz den ganzen Borsig-Klimbim der Bühne produzieren.

Resultat: es klappte nicht alles, denn zur Erheiterung des gelangweilten Publikums spielte plötzlich ein Beleuchter nebst Signalstation unfreiwillig mit!

Die Umbaupausen dauern genau so lange wie früher!!!

Aravantinos schuf teilweise märchenhaft anmutende Dekorationen. Hörth sorgte für diskrete Regie. Kleiber reduzierte das Großformat auf „Piccolo-Flöte".

Scheinbar hinderte ihn Mozarts himmlische Weisheit, sich so in seiner Assiette zu fühlen wie beispielsweise im „Wozzeck".

Tauber — Tamino, Gitta Alpar — nächtliche Königin waren erkrankt. Diese Schicksalsschläge beeinträchtigten empfindlich Ensemble und Aufführung. — Hervorragend Schorrs Sprecher.

Meistersinger: Verjüngt — virtuose Leistung Blechs mit bewährten Kräften. Schorr—Sachs, Marherr—Evchen, Fritz Wolff — bejubelter neuer Stolzing aus Chemnitz.

(Tenöre bleiben auch im Flugzeugalter unentbehrliche Sexual-Requisiten!)

Warum Pankoks Neuinszenierung? Die alten Bilder und Kostüme genügten vollständig.

Rosenkavalier: (Zum 223. Mal.) Zu Ehren des Komponisten, der mit weltmännischer Bravour sein populärstes Werk interpretierte. Die Marschallin immer noch Frau Kemp!!!

Der Kavalier die schlankbeinige Reinhardt, Sophie, seine Zukünftige, a sweet american girl. Schützendorf krank. Bohnen nicht rechtzeitig zu beschaffen, der gastierende Ochs eine Niete. Erfreulich Scheidls schönstimmiger Faninal.

Das Publikum: Am ersten Abend von der Regierung Geladene. Viel Ehepaare über 50, viel anschlußbedürftige Einzelpersonen, Frau Ebert neben Strauß, vier Hülsensche Eckpfeiler im Parkett: Baptist Hoffmann, Grüning, Artôt de Padilla, Hiedler. In der früheren Hofloge Hindenburg, flankiert von Stresemanns und Beckers, das diplomatische Gesamtcorps, Prominente und Nichtprominente in Politik, Wirtschaft, Journalismus. Das Deutschlandlied als Prolog.

Der Verein Berliner Presse konnte die ausverkauften Meistersinger auf sein Wohlfahrtskonto buchen. Ganz Berlin, soweit es nicht verreist war, feierte Eröffnung.

Bataillone von Bembergbeinen, Waggons falscher Perlen, faszinierende Stilkleider, fabelhafte Transparenzen, kühn geschnittene Fräcke, Mai-Bräune in allen Nuancen.

Die Festschrift, „185 Jahre Staatsoper" betitelt, verdankt ihre anregende Buntheit dem in seiner Trinität (Dramaturg, Musikerbiograph, Pressechef) verdienstvollen Dr. Julius Kapp.

Welche Fülle an Kuriositäten!

Eine von Friedrich dem Großen eigenhändig korrigierte Figurine, entzückende alte Dekorationsskizzen, Tabellen mit „Meistgegebenen Werken" und „bemerkenswerten" Uraufführungen, deren Bemerkenswertheit sich in den letzten Jahren rapide verdichtet... Wahrhaftes Ergötzen bereitet die Ahnengalerie berühmter Sangesgrößen — (Liliputporträts der Lucca, Bels-Hommes

aller Rollen). Ein Museum der Eitelkeiten. Schade, daß die modernen Schönheiten nach abgelaufener Frist ebenso vergilbt wirken werden!

Dann der Stammbaum preußischer Generalmusikdirektoren und Intendanten.

Den Beschluß des stattlichen Bandes bilden Annoncen aller Arten: vom stärksten Mannesmannrohr bis zur idealen W. C.-Brille, von schmerzloser Pedikure bis zur Dauerwelle — — — der alte Fritz würde sich dreimal im Grabe umdrehen.

Immerhin: eine lehrreiche und amüsante Lektüre. *L. Th.*

Zwischen den Spielen. Was fängt man mit einer angebrochenen Olympiade an? Man setzt sie fort. Die olympischen Spiele von heutzutage werden sozusagen auf Stottern veranstaltet. Im Winter begann es in St. Moritz, im Mai wurde mit Hockey die zweite und mit Fußball die dritte Rate entrichtet. Fast hatte es den Anschein, als ob der Schnee, den man seinerzeit bei den Winterspielen vermißte, für die Sommerkämpfe nachgeliefert werden sollte. Jetzt kommt wieder eine Pause, bis am 28. Juli die Kern-Olympiade beginnen wird. Bis dahin wird überall weiter gesammelt, gerüstet, trainiert, gekämpft, intrigiert . . . wir werden noch einiges darüber erfahren.

*

Für den 13. sind keine Verträge zu flechten. Empfindliche Leute sind oft ohne Grund verletzt, aber Boxer? Plötzlich ist der ganze Lagerbestand deutscher Schwergewichtler nicht mehr termingerecht lieferbar geworden. Schmeling entdeckt acht Tage vor seinem Kampfe gegen Haymann, daß seine Hand seit Wochen noch immer verletzt ist, sie reicht gerade noch zum Autolenken. Diener springt so begeistert für ihn ein, daß er sich dabei ein Knöchelchen im rechten Knöchel zerrt. Kaum, daß er noch ins Café und zu den wichtigsten Rendezvous gehen kann. Haymann kann nichts tun als die Faust im Handschuh ballen, André Picard, der Promotor der Westfalenhalle, muß sie in der Geldtasche aufmachen und, obzwar mißgestimmt, mit munterer Miene money herausrücken. 20 000 Mark Vorspesen verpulvert. Am 10. Juni soll nun das Zusammentreffen Haymann—Diener beim Erscheinen dieser Betrachtung vor sich gegangen sein, da Schmeling Neutralität und völliges Desinteressement erklärt hat. Das Eingreifen anderer Großmächte von schwerem Gewichte ist nicht zu befürchten.

*

Auch der Schnelligkeitswahn kann Methode haben. Da zu Dayton Beach eine Hundertstel-Sekunde ihr Lebenslicht ließ, womit der Weltrekord für Automobilraserei wieder einmal weiter verrückt wurde, kam Major Campbell um eine Rente von 20 000 Mark jährlich. Im März 1927 hatte Major Seagrave es mit den bekannten zwei „fliegenden Kilometern" auf 328 Kilometer pro Stunde gebracht. Er wäre glatt in ein besseres Jenseits gesaust, wenn sich nicht das Meer als Bremsflüssigkeit bewährt und die meschuggene Maschine zum Stehen gebracht hätte, deren Bremskolben geschmolzen waren. Fast ein Jahr später fuhr Campbell mit seinem „blauen Vogel" 331 Kilometer, wofür ihm die Firma eine Rente von 1000 Pfund jährlich für die Zeit aussetzte, die er, bzw. sein Rekord, überdauerte. Der sympathische Lockart brach sich dicht an einem

neuen Weltrekord von 360 Stundenkilometern vorbei, durch ein Atom von Pech, das Genick, aber Ray Keech brachte es zuwege, Campbells Rekord zu brechen, 334 Kilometer fuhr er am Strande von Florida. Das kostet Campbell mehr Geld als eine Weltreise im Taxameter, und so kann es nicht wundernehmen, daß man bereits wieder meldet, der Major schleife schon seinen blauen Vogel zum neuen 1000-Pfund-Stich. Wer würde gern ein so schönes Einkom-

men unter fremde Räder kommen lassen? Die von Keech abgenagte Rekordsekunde dürfte auch dem Preise nach, den Campbell für sie zu bezahlen hat, die kostspieligste Zeiteinheit solchen Miniaturmaßes sein.

*

Pech ist Pech. Da hatten sich die australischen Tennisspieler, früher mit die besten der Welt, wieder aufgemacht, den Davispokal zu erobern. Sie zogen zu Schiff einen Monat lang nach Europa, sie übten wochenlang an der Riviera, dann versuchten sie ihre Rackets zu Rom, und ihr Star Crawford schlug Jan

Kozeluh. Eine Woche später aber hatte das Klima Crawford den k. o. gegeben. Ein kräftiger Schnupfen, der in dem Australier sein Opfer witterte, etablierte sich als Grippe. Mit Fieber antretend, unterlag Crawford gegen de Morpurgo, und da er dann überhaupt nicht mehr mitspielen konnte, verlor seine Mannschaft, die mit ihm 4 : 1 gegen Italien gesiegt hatte, 1 : 4 gegen Italien. Wenn auch weder Australier noch Italiener, weder Engländer noch Deutsche und Tschechen Chancen haben, die Franzosen oder auch nur die Amerikaner zu schlagen, für die Europazone galten die Australier als hohe Favoriten, die Europazone hat ein Schnupfen entschieden. *Willi Meisl.*

Mikosch über Rohkost! (Sanatorrium Dr. Bircher-Benner Zürich, Dattum von Poststempel.) Gelibbtes Alfred Flechtheim! Du willst fürr Haushalt Deiniges Aufklärrung von mirr überr Rohkost-Sanatorrium von Dr. Bircher-Benner. Alles dort serr kommisch. Bekommst anbei Gedicht, aus wo Du allem ersiehst. Kismet Elljen! Dein Mikosch.

Is sich Dr. Bircher-Benner
Wirklich guttes Menschenkenner!
Bircher-Benner sagt zu dir:
Friß kein Fleisch von tottes Tier!
Ebbenso gekochtes Fisch
Kunter muß von Speisetisch.
Doktor sagt, daß Clou vom Ganzen
Nahrung is von rohe Pflanzen.

Sauf' morgens rohen Rübensaft,
Denn das gibt sich Muskelkraft.
Friß mittags fünfzehn Annanas,
Dann macht dirr Maggensäure Spaß.
Gesund ist Korn von Zahn geknackt,
Doch nicht dem Brot, was man draus backt.
Stockt Verdauung dirr ein bieschen,
Frißt du schnell zehn Pfund Radieschen.

Wenn Klagen nachts die Gattin hat,
Frißt Gatte rohes Sellerieblatt.
Serr gutt auch für Eheliebe
Is sich rohe rotte Rübe,
Wenn sie frisch von Feld gepflückt,
Obwohl sie schwer in Maggen liggt.

Warum kochst du Spargel lange?
Friß roh und ungeschält die Stange!
Kratzt dann Stange dirr im Hals,
Nunn, das schadet keinemfalls!
Serr gutt is rohes Blumenkohl
Mit Mayonnäse von Odol
Zur Erhaltung von Gebiß,
Wenn soldhem noch vorhanden is.

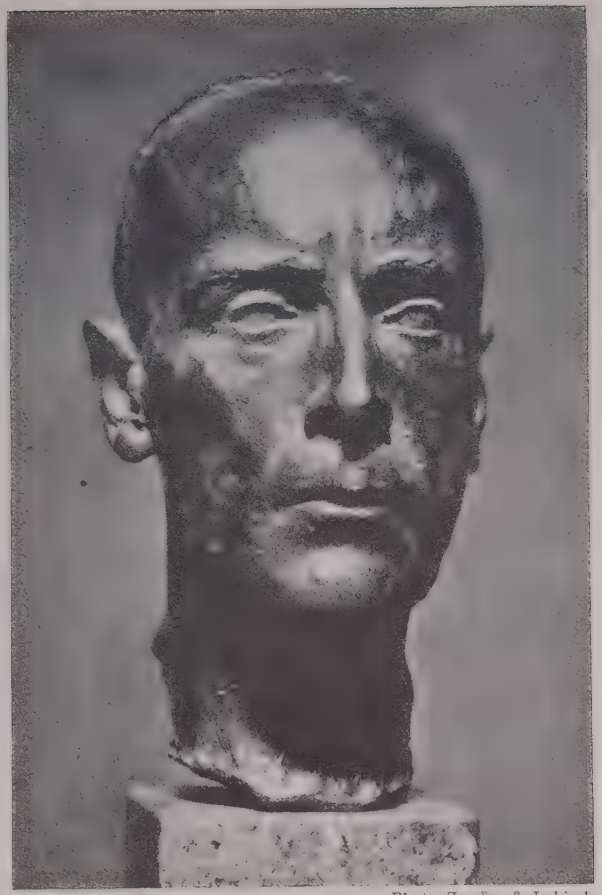


Photo Zander & Labisch

Graf Harry Keßler. Bildnisbüste von Georg Kolbe

Photo Pacchioni, Mailand

Arturo Toscanini

Photo G. Riebicke

Kugelstoßen (Reichswehr in Wünsdorf)

Michel Duran in dem Cavalcanti-Film „La Jalousie du Barbouillé"

Photo Irmgard Fritsch

Der finnische Cellist Leonart von Zweygberg bei Reber in Lugano

Photo Renzlatt Dommermann

Die Organisatoren der Düsseldorfer Ausstellung, Bildhauer Knubel und die Maler Schnurr und Kaufmann

Photo Suse Byk

Im Hause Kleiber

Photo G. Riebicke

Wochenende

Rohe Erbsen sind gesund,
Weil sie grün und kuggelrund
Und sich was in Schale drien,
Doktor nennt das „Vitamin".
Deshalb sich auch rohe Bohnen
Zur Verzehrung serr verlohnen,
Nurr mußt Umgebbung du verschonen.

Willst Wohlgeruch du fürr Familie,
Friß Borretsch, Knoblauch, Petersilie
In das Zustand von Natur,
Alles folgt dann deiner Spur.
Was braucht Säugling Muttermillich?
Citronne is genau so billig!
Weil Citronne tüchtig sauer,
Macht sich Säugling gutt den Bauer.

Verboten hat sich Rohkost-Gott
Auch Verspeisung von Compott.
Is auch Pflaume hart wie Stein,
Friß sie roh nur in dich rein.
Ihre Wirkung is dann prompt,
Wenn's auch erst nach Stunden kommt.

Hauptsach is sich: Friß nix warm,
Denn das greift sich an das Darm;
Im Geggenteil: friß alles kalt,
Nurr so wirst du froh und alt!

Nochschrift: Wenn *Du* glaubst, *ich* lebbte hirr nach dieses Recept, bist *Du* meschugge. Rohkost is nur fürr Frau meiniges. Ich fresse wie Du normall gekocht und warm. *Doktor Es in De.*

ANDRÉ GIDE

Langsam, wie das Beste stets, setzt André Gide sich auch in Deutschland durch. Mehr und mehr erkennt man heute seine europäische Bedeutung, die eindringende Kraft seines Blickes, der den »neuen Menschen« in Europa heranwachsen sieht. Er ist ein Autor, bezaubernd und bezwingend zugleich.

Kennen Sie seine typischen Romane, »Der Immoralist« und »Paludes«, die in wohlfeiler Ballonleinen-Ausgabe (4.50 M und 3.50 M) bei I. C. C. Bruns' Verlag in Minden erschienen sind?

Causerie parisienne.

Comment, Madame, vous venez de Berlin?
Tiens!
Alors il paraît
Que c'est vrai —
On dit que les Berlinoises maintenant
Sont d'un chic épatant!
Comment — le petit chapeau que voilà
Vient de là?
Ah çà, on ne le dirait jamais
Car c'est juste ce qui se fait
Ici
A Paris!

Alors Berlin, cela a bien changé?
Quand j'y ai été,
Il y a de çà — voyons —
Dix ans environ,
Les femmes paraissaient chacune cent kilos,
C' était rigolo!
Ah, la ville, tenez, je m'en souviens
Très bien,
Frédérikstrass, Potsdam et puis encore
Le Brandenbourg Tor
Mais dire que les femmes aient changé comme çà,
C'est renversant, là!

Il parait aussi qu' on s' amuse beaucoup
Chez vous.
Car on m'a parlé de certains endroits
Eh, ma foi! !
A Paris ce genre là, vous savez
Est moins cultivé!
Boit-on encore toujours tant de bière?
Et puis la choucroute: biete schön, danke sähr!
— Alors, vraiment, vous venez de là-bas —
On ne le dirait pas!

Anita.

Zwei Kölner: Ottmar Strauß und Jan Thorn-Prikker und außerdem Harry Graf Keßler haben ihre Jugend mit so viel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken ihrer vieillesse verte freuen. Ottmar Strauß wurde 50, die beiden anderen 60 Jahre alt. Graf Keßler, der große Kunstfreund, war der erste, der die Bedeutung der französischen Impressionisten erkannte und der zuletzt mit Maillol Vergils Ekloges herausgab, eines der schönsten Bücher, die in diesen Jahren erschienen.

Hodler-Ausstellung. „Als die naturalistische Bewegung im Impressionismus ihren Höhepunkt erreicht hatte, versuchten neben den großen Franzosen auch drei germanische Maler über ihn hinauszukommen und die Tore für eine neue Welt aufzureißen, Vincent van Gogh, Edvard Munch und Ferdinand Hodler.

Moses gleich stiegen sie auf den Berg Horeb, sie sahen das gelobte Land, jedoch war es ihnen nicht vergönnt, darinnen zu leben.

Während Vincent van Gogh vor kurzem noch bei Paul Cassirer und Otto Wacker gefeiert wurde, während das Kronprinzenpalais das Werk Edvard Munchs im letzten Jahre groß herausbrachte, ist Hodler in Deutschland fast vergessen.

Ich habe infolgedessen, gemeinschaftlich mit Herrn Theodor Fischer in Luzern fünfzig Bilder zusammengebracht, die ich, anläßlich des zehnjährigen Todes dieses großen deutschen Meisters, zeige."

Alfred Flechtheim.

Nu Wen Tschon soeben mit einem blauen Schlitzauge aus Schanghai entkommen. Noch nirgends gezeigt! War überall Kassenmagnet! Anerkennungsschreiben der Direktionen in Plötzensee, Fuhlsbüttel und andere Danksagungen. Nur auf diesem Wege ist es uns möglich, unserer hochverehrten Direktion unseren allertiefst gefühlten Dank und allerhöchste Anerkennung für ihre entgegenkommende Liebenswürdigkeit zu sagen, mit der sie nicht allein am 6., nein auch am 31. vorigen Monats unsere Gage ungekürzt gemäß Tarifvertrag zur Auszahlung gebracht hat. Wir werden ihr immer ein treues Andenken bis zum Abschluß des Reengagements bewahren. *Artist.*

Nur Wannenbäder?

oder auch

„Künstliche Höhensonne"?

Kein Verständiger wird mehr die gesundheitliche Wichtigkeit des fleißigen Badens bestreiten, obgleich sich die günstige Wirkung nur sehr allmählich zeigt.

Noch wichtiger als Wasserbäder ist aber das Lichtbaden im Ultraviolett der »Künstlichen Höhensonne« — Original Hanau. Ihre gesundheitliche Wirkung ist viel auffälliger als die des Wasserbades, sie zeigt sich sofort am zweiten Tage schon. Dabei ist die Anwendung sehr einfach. Eine Bestrahlung mit der »Künstlichen Höhensonne« von 3 bis 10 Minuten Dauer und der Körper ist für mehrere Tage viel frischer, viel elastischer, viel widerstandsfähiger gegen Krankheiten. Ein angenehmes Wärmegefühl durchströmt ihn und das Gesicht bekommt in kurzer Zeit eine gesunde Farbe. Schon äußerlich bemerkt man die Wirkung an der rosigen Haut, an der gehobenen Stimmung, an dem Verschwinden aller Hautunreinigkeiten (Pickeln, Mitesser). Regelmäßige Bestrahlungen mit der Quarzlampe »Künstliche Höhensonne» bewirken geradezu eine Verjüngung und bei nervösen, schlaffen Personen eine deutl. Kräftigung des Organismus.

Für Überarbeitete Personen

hat jede Bestrahlung die Wirkung eines Erholungstages, körperlich, geistig und seelisch; sie wird ihnen ganz unentbehrlich. Ein tiefer, gesunder Schlaf, guter Appetit und erhöhte Leistungsfähigkeit stellen sich ein, und zwar gleich von den ersten Tagen an. Bei schwächlichen, rachitischen, skrofulösen und durch Tuberkulose gefährdeten Kindern tut die Bestrahlung wahre Wunder. Viele Tausende Ärzte besitzen bereits die »Künstliche Höhensonne« — Original Hanau — und die Bestrahlungen sind so billig, daß niemandem, der sie versucht hat, die Zeit und die Kosten reuen werden.

Verabreden Sie mit Ihrem Arzte täglich eine bestimmte Zeit, versuchen Sie es acht Tage lang (aber nur mit »Original Hanau«), und Sie werden sich wohl fühlen wie seit Jahren nicht.

Aufklärungsschriften versendet kostenlos die

Quarzlampen-Gesellschaft m. b. H.
Hanau am Main, Postfach 1346

Abessinisch-Phonetisches Wörterbuch. Noch wissen die Philologen nicht, daß Abessinien ein Tummelplatz für sie ist. Zwei Dutzend, drei Dutzend Sprachen. Nahrung für Universitäten der Zukunft. Staatssprache: das Amharische, gesprochen von den Herren des Landes. Etwas Köstliches fürs Ohr. Tongemälde, eines neben dem andern. Den Ursprüngen, von deren Dokumenten der afrikanische Napoleon und plündernde Wüterich Sultan Mohamed Greyn nicht viel übrig ließ, mögen die Philologen nachgehen. Ich bin zufrieden, mit Vergnügen festzustellen, daß jenes Unglück, das der Turmbau zu Babel anrichtete, nur halb so schlimm ist. Als kleiner Nachweis dient dieses einseitige Wörterbuch.

Bitte schön, bedecken Sie die rechte Spalte mit einem Blatt und sprechen Sie das abessinische Wort laut vor sich hin. — Einen Augenblick wirken lassen. Dann rechts vergleichen:

Amama.	Ich bin krank.
Au!	Ja!
Birrdeno.	Es ist kalt.
Muckeno.	Es ist warm.
Budda	Der Werwolf
Danasterling!	Guten Tag!
Endet aderatschu?	Wie haben Sie geschlafen?
Grasmatsch	Der Linksgeneral

Kunsthandlung

P. RUSCH

GEMÄLDE ALTER MEISTER

Werke von: Breughel, Rosalba Carriera, Corneliss von Amsterdam, Dietricy, Domenichino, Dreber, Fabre, C. D. Friedrich, Govaerts, A. Graff, Heda, Fr. Krüger, Lely, Patinier, L. Richter, Sylvestre, Steinle, Terborch, J. F. de Troy, Trübner, Vries, v. d. Werff, Westall u. a.

Altes Tafelsilber und Porzellane

aus der Hofsilber-Kammer Augusts des Starken

BERLIN W 10

Hohenzollernstraße 13 / Telephon: Nollendorf 7384

Dresdner Geschäft: Dresden-A., Sidonienstraße 27

Detschasmatsch	Der Rechtsgeneral (so zu verstehen, daß der Höhere dem Herrscher zur „Rechten“ sitzt).
Hit!	Weg da!
Ischi.	Ich will.
Kass!	Vorsicht!
Tollo	Schnell
Tolloboll	Sehr schnell.
Tinisch koi.	Wart' ein Weilchen.
Malefiano	Schön
Koffuno	Häßlich
Kaukaua!	Quatschkopf!
Mukket	Kleine Kabbelei
Tschikke-Tschikke	Großer Sensationsprozeß (Die Zischlaute!)
Woha	Wasser
Wottat	Milch
Woisero	Gnädige Frau
Bakka!	Genug!

Kurt Lubinski.

Bei Paul Graupe, Berlin, findet *am 18. Juni* eine Auktion von französischen illustrierten Büchern des 18. Jahrhunderts, sowie von Kupfer- und Farbstichen des 18. Jahrhunderts statt.

DR. BENEDICT & CO.
G · M · B · H

Gemälde alter Meister

*Ankauf * Verkauf*

BERLIN W 9 / FRIEDRICH-EBERT-STRASSE 5
TELEPHON NOLLENDORF 974

Als erster Band unserer neuen Sammlung

Romane des Tages

erscheint soeben:

Blaise Cendrars

Moravagine

ROMAN

Deutsch von Lissy Radermacher

Geheftet RM 4.80, Leinen RM 8.—

*

Wer am europäischen Gemeinschaftsgefühl zweifelt, der greife zu dem neuen Buch von Cendrars »Moravagine«. Er findet die gleiche Romantikerhaltung: Schweifender Abenteurergeist, üppig wuchernde Phantasie, die nicht Realität nachbilden, sondern der Welt des Seins eine Welt des Scheins gegenüberstellen will. Nicht weitschweifige psychologische Begründungen, sondern trockner Chronistenbericht, der Zeit, Ort und Geschehnisse suggestiv prägt. Moravagine ist ein hervorragendes Werk der französischen Neuromantik, das unpathetische Buch des seltsamsten Weltenbummlers, des kühnsten Abenteurers, des persönlichsten Stilisten im heutigen Frankreich.

Otto Grautoff in der Voss. Zeitung

Georg Müller München

Die Russenfilme im Tauentzien-Palast *Klopfers*. Schwül, überparfümiert oder von wirbelnden Staublawinen erfüllt ist die Luft in den meisten der pompösen, ungeheuer kostspieligen Filme europäisch-amerikanischer Herkunft. Wie frische Luft in großer, freier Landschaft wirken dagegen die Filme der Russen, ob die Tendenz pathetisch, lyrisch oder humoristisch vorgebracht wird, die Wirkung ist immer da, weil sie nicht aus den äußeren Mitteln unserer Zeit bezogen wird — Technik, Kapital, konzentrierte Zivilisationsmomente liegen noch außerhalb des Chancen-Bereichs — sondern aus dem armseligen Gebiet instinktiver oder seelischer Beziehungen und Erschütterungen von Mensch zu Mensch. Der Hintergrund ist entweder das tumultuarische, revolutionierende Moskau oder Petersburg, die noch im Blut brausende frische Erinnerung an das eben Erlebte oder, wenn es sich um Einzelschicksale handelt, ein Milieu meist von grotesker Armseligkeit, oft von hilfloser Primitivität, bestenfalls die große russische Landschaft. Primitiv wie das Milieu ist meist der Inhalt: Erlebnisse unkomplizierter Menschen. Hauptdarsteller Beautés — selbstverständlich, nur daß sie sich nie merken lassen, daß sie es wissen. Aber auch die Nebenfiguren hervorragend, genau das, was sie darstellen, ohne falsche Eitelkeit völlig aufgelöst in die Lächerlichkeit oder Hilflosigkeit ihrer Rolle. Nicht die leiseste Schauspielerpose, restloses Aufgehen in ihrer Rolle machen, daß sie überzeugen und erschüttern. Das naturalistische Spiel — trotz allem anderen, was sie können, doch die größte Stärke der russischen Schauspieler seit Stanislawsky! Dank für

diese Filme, „10 Tage, die die Welt erschütterten", *„Der gelbe Paß"* und *„Moskau, wie es weint und lacht"*, Herr Klopfer, und bitte mehr davon!

Genießerisch gewählter Gegensatz dazu der französische Film „Entr' Acte" von Renéclair, der seine Wirkung den letzten Möglichkeiten der Technik verdankt. Mit den gleichen Mitteln gemacht wie Cavalcantis „Montmartre", der dieses Stück belebter und beseelter Erde von jedem nur erfindbaren Aspekt filmisch offenbart, wird in der Groteske „Entr'Acte" Bewegung in jeder Richtung, von jedem Gesichtswinkel, in jedem Tempo und in jeder Verzerrung gezeigt. Rasende Eile wird durch Zeitlupe zu urkomischer Gehemmtheit, feierliche Langsamkeit zur Schnelligkeit des Kanonenschusses gerissen. Bizarr, atemraubend, unsagbar komisch, groß in der Ueberwindung der Realität triumphiert Technik und Geist. *B. Sch.*

Bärengeschichten. Der Bär ist meine Tochter. Vor kurzem drei Jahre alt geworden. Bär fährt zuweilen mit seiner Mutter von Potsdam nach Berlin. Vorortzug. In Potsdam steigt ein jüngerer Herr ins Kupee. Todschick. Monokel, pikfeinen Anzug. Kaugummi, den er weltmännisch zerknatscht. Bär sieht sich diese Knatscherei eine Weile stillschweigend an. Endlich schreit er laut: „Wann schluckt der Mann denn nun endlich runter?" Der Herr geht ins Nebenkupee.

Maulkorbzwang in Potsdam. Bär begegnet einem Hund. „Du, Mutti, tragen jetzt alle Hunde Schutzbrillen?"

Bär spielt mit Bühnenmaler junior Georg Neher. Der ist gleichaltrig. Bär sagt zu ihm: „Wenn wir erst groß sind, bist du mein Sohn, und wir machen uns einen Vater." *Edlef Köppen.*

Neuerscheinungen Frühjahr 1928

Otto Flake

Die erotische Freiheit

Kartoniert RM. 3.—

Ferner als neuster Band der Ruland-Reihe:

Freund aller Welt

Roman. Geheftet RM 5.50, in Ganzln. RM. 7.50

Marta Karlweis

Eine Frau reist durch Amerika

Mit einer Vorbemerkung von Jakob Wassermann

Geheftet RM. 3.50, in Ganzleinen RM. 5.50

Bernhard Kellermann

Auf Persiens Karawanenstraßen

Mit 72 Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers

Geheftet RM. 6.50, in Ganzleinen RM. 9.—

Annette Kolb

Daphne Herbst

Roman. Mit einer Einbandzeichnung von Professor E. R. Weiß

Geheftet RM. 6.—, in Ganzleinen RM. 8.—

Benjamin Disraeli

Sein Leben

von

André Maurois

Deutsch von Erich Klossowski. Mit 8 Bildtafeln

Geheftet RM. 7.—, in Ganzleinen RM. 10.—

George Moore

Albert und Hubert

Erzählung. Deutsch von Max Meyerfeld

Geheftet RM. 2.50, in Ganzleinen RM. 4.—

E. A. Rheinhardt

Das Leben der Eleonora Duse

Geheftet RM. 5.50, in Ganzleinen RM. 7.50

Arthur Schnitzler

Therese

Chronik eines Frauenlebens

1. bis 20. Aufl. Geh. RM. 5.—, in Ganzln. RM. 7.50

Jakob Wassermann

Der Fall Maurizius

55. Aufl. ge

Geheftet RM. 8.—, in Ganzleinen RM. 10.50, in Halbleder RM. 13.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlgn. Prospekte über unsere Frühjahrsnovitäten 1928 kostenlos

S. Fischer Verlag · Berlin

„Krankheit der Jugend" von Ferdinand Bruckner erlebt mit Recht Daueraufführung im Renaissance-Theater. Die junge, pseudonyme Autorin (kann nur eine Medizinstudentin sein, so intim gibt sie die Atmosphäre der Wohnabteilungen für junge Aerzte in manchen Krankenhäusern oder Studentenpensionen) hat Typen hingestellt, für die Hartung wundervoll sicher in Elisabeth Lennartz, Hilde Körber, Anni Mewes und Erika Meingast ideale Trägerinnen herangebildet hat. Auch die männlichen Rollen sind gut besetzt, aber wie sie weniger klar angelegt sind als die weiblichen, werden sie auch weniger überzeugend gespielt. Nur Schlettows Freeder ist in seiner zynischen Brutalität aus einem Guß. Das Besondere an diesem Stücke: daß es in unserer Zeit der Problemlosigkeit Erotik und Sexualität wieder zu Problemen erhebt. Jedes Genre ist da: die tragische Besessenheit der zum erstenmal und naiv Liebenden und die Ueberlegenheit der von Eros unberührten bewußt agierenden Intrigantin. Menschen, denen es ihre Differenziertheit unmöglich macht, eine erotische Beziehung mit der gleichen lächelnden Grazie zu wechseln wie den Pyjama, die Hoffnungslosigkeit der nur Sexuellen die die Dauer fliehen, weil sie unerträglich ist, aber auch am Wechsel und der Leere dieser ewigen Wiederholung verzweifeln („Man muß einen Mann *haben*, dann wird es nie unerträglich" oder so ähnlich). Es wird viel getanzt, getrunken, Grammophon gespielt, gepaukt und hasses- oder liebesvoll gegeneinander gewütet; nur das *Spiel* mit der Sexualität gibt es nicht. Verbissenes Streberum siegt durch Gefühlsstumpfheit; die Leidenschaftlichen finden weder in sich noch durch Stütze von außen die Kraft zum Kampf um das ihnen Gemäße. Die Atmosphäre ist aber nicht vom heute: es fehlt ihr der befreiende Luftzug von sportlicher Selbstdisziplin. Es wird herrlich, zum Teil genial gespielt, unsere jungen Künstlerinnen zeigen, daß sie mehr sind als nur Girls. *B. Sch.*

Die Kunst der Gegenwart. Von dem letzten Band der Propyläen-Kunstgeschichte „Einstein, die Kunst des 20. Jahrhunderts" erschien soeben eine 2. verbesserte Auflage. Das Werk wurde seinerzeit von der Kritik und vom Publikum mit großem Beifall aufgenommen und war daher überraschend schnell vergriffen. Der Autor hat das Buch einer gründlichen Revision unterzogen, den Text verbessert und erweitert, ältere Bilder durch neuere ersetzt und eine ganze Anzahl jüngerer Talente neu aufgenommen.

Walter de Gruyter & Co. Berlin W 10, Genthiner Str. 38
Postscheckkonto: Berlin NW 7 Nr. 595 33

Automobile
Personen- und Lastautomobile sowie Motorboote. Von Regierungsrat Theodor Ingenieur in Plauen im Vogtland. Mit 77 Abbildungen. Nebenwidmung Gebunden. Band 3481 Gebunden . . . . . 1150 M.

Der Kraftfahrzeugverkehr
Von Polizeioberstleutnant Georg Auwärter, Württ. Abt. z. Fg. Taschenformat. Geh. M 3.60. — „Das vorliegende Werk ist ein unentbehrlicher Ratgeber für jeden Kraftfahrer. Ein übersichtlich gegliederter ausführlicher Inhalt erleichtert das Auffinden der Paragraphen". Deutsche Automobil-Ztg.

Gesetz über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen
Vom 3. Januar 1925. Kommentar. Amtsgerichtsrat in Berlin. Dritte völlig neubearbeitete Aufl. Geb. 1 M. — „Der vorliegende Band der Guttentagschen Sammlung wurde durch die neuesten Gesetze und Verordnungen, die sich 1925 ergangen sind, ergänzt und bildet nunmehr einen vollständigen Ratgeber über die geltende Rechtslage auf dem Automobilgebiet. Kraftfahrzeughalter, Chauffeure, Unternehmer erhalten die gerade Brauchbarkeit zu Nachschlagewerk für alle Fälle." Automobilwelt, Flugwelt.

Aus dem Cavalcanti-Film: La Jalousie du Barbouillé

Alberto Cavalcanti und seine Schauspieler

Paul Schlesinger (Sling) †

Photos König Rohde

Vicki Baum

Tanzender Shiva, Bronzefigur aus Südindien. Madras, Government Museum

Aus dem soeben erschienenen Band der Propyläen-Kunstgeschichte, Otto Fischer,
Die Kunst Indiens, Chinas und Japans

Silbertempel in Mandalay (Birma)

Aus Otto Fischer, Die Kunst Indiens, Chinas und Japans (Propyläen-Kunstgeschichte)

Tschao tsing yü — ein Heringsgericht. Etwa ein Dutzend junge Heringe werden abgeschuppt, Köpfe und Schwänze weggeschnitten, die ausgenommenen Fische werden in Stücke zerteilt und eine Nacht lang in fließendes Wasser gelegt.

Aus kleinen Zwiebeln, gehacktem Ingwer und Weißwein wird eine Beize gemacht, mit Bohnenmehl und Oel verdickt, leicht gezuckert und mit einem Schuß Essig angesäuert.

Während die Heringe auf Schweineschmalz langsam gebraten werden, wird allmählich die Ingwersoße zugegossen.

Man serviert das Gericht leicht überzuckert.

Tschao kin tsai — ein Selleriegericht. Sellerіewurzel, in Scheiben geschnitten, und zerteilte Selleriestengel werden auf Schweineschmalz langsam gebraten; man setzt eine Soße aus Wasser, etwas Essig und tsing tsiang (Soyagewürz, in Europa durch entsprechende Gewürze zu ersetzen) zu, kocht nach und serviert das Gericht leicht überzuckert.

Tan tschao fan — ein Eiergericht. Enteneier werden mit Weißwein verrührt und leicht gesalzen, dann auf leichter Fettunterlage angerührt; man legt über das Gericht, das auf gekochtem Reis serviert wird, nach Geschmack Schinkenstreifen oder fügt heiße Geflügelbrühe hinzu.

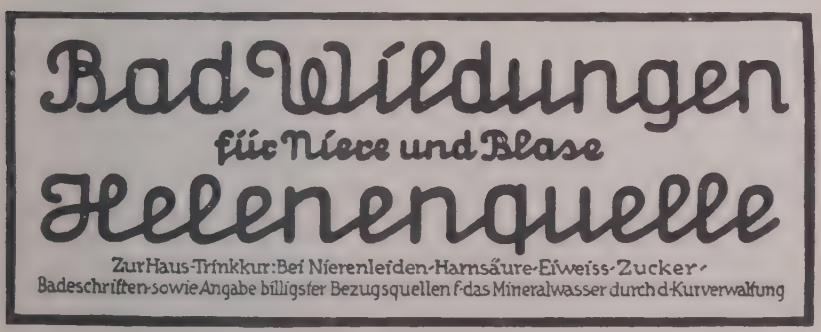
Tun hiä tog — ein Krabbengericht. Etwa hundert Gramm ausgelöste Krabben werden gründlich in fließendem Wasser gespült, dann mit einem halben Pfund enthülster Bohnen und einem Glas Weißwein zu einer Masse verrührt, nach Geschmack stark gewürzt und im Wasserbad gekocht.

Knapp vor dem Servieren übergießt man das Gericht zum Bräunen mit etwas heißem Oel.

Tscheng kié tseu kien scheü — ein Gericht von Aubergines. Aubergines werden in Scheiben geschnitten, derartig, daß die Scheiben am Endstück zusammenhängen; dann wird eine Fülle aus gehacktem Fleisch und Schinken, jungen Zwiebeln, Ingwer und Wein eingelegt; man bindet die Früchte, um das Zerfallen zu verhindern, mit Strohhalmen.

Im Wasser kochen und leicht überzuckern.

Tscheng tschu yeu fan kao — eine Eierpastete. Zehn Eier werden mit sehr viel Zucker, etwas Mehl und Gewürznelken verrührt; man erhitzt die Masse sehr langsam auf Schweineschmalz und serviert sie heiß.



Tscheng tseu mao toan — chinesische Krapfen. Zwei Pfund gehackter Schinken werden einige Stunden in Ingwerbeize (Weißwein mit gehackten Zwiebeln und Ingwer) eingeweicht und dann zu Buletten geformt; man rollt sie in körnigem geröstetem Reis und kocht sie eine gute Stunde über Dampf.

Hiun kiun — geräucherte Champignons. Weiße Champignons, getrocknet, werden in Gewürzbeize eingeweicht und auf einer Unterlage aus Farinzucker, Fenchel und anderen aromatischen Kräutern geräuchert; man serviert das Gericht auf heißem Oel mit jungen Zwiebeln oder verwendet es zum Garnieren von Fleischplatten.

Tscha yü tsien hia schen — ein gebackenes Krabbengericht. Man verrührt Eier mit Weißwein, setzt junge Teeblätter (in Europa durch entsprechendes frisches aromatisches Kräuterwerk zu ersetzen) zu und verteilt darin Krabbenfleisch; die Masse wird auf heißem Fett rasch gebräunt.

Tscha hiang tsiao ping — eine Bananenpastete. Bananen werden mit der Gabel zu püreeartiger Masse zerstampft, mit Eiern verrührt, leicht gezuckert und mit beliebigem Fett versetzt; man bildet aus der Masse Formen, die im Rohr gebacken, mit Zucker überstreut und sehr heiß serviert werden.

Mitgeteilt von Edm. Kauer.

Kunst-Ausstellungseröffnungen. Am 2. Mai wurde die Ausstellung *„Deutsche Kunst Düsseldorf 1928"* feierlichst eröffnet mit den Meistersingern und Ansprachen von drei Ministern, eines Oberbürgermeisters und eines Bildhauers, mit einem Festbankett und Festkonzert mit Bach, Brahms und Adolf Busch und einem kalten Büfett und einer Nacht in der Jungmühle; Nacht, an der sich alle Festteilnehmer, Minister, Kunstgelehrte, Sammler und Maler bis früh in den Morgen hinein tanzend und trinkend beteiligten.

Die Ausstellung gibt einen ausgezeichneten Blick über die deutsche Malerei von heute. Alle Cracks sind hervorragend vertreten; Düsseldorf leider, durch das Fehlen Nauens, ein Torso. Nie war eine Ausstellung schöner gehängt; das Ganze eine große Tat des Bildhauers Knubel und der Maler Kaufmann und Schmurr. Am gleichen Tage öffnete Kötschau die Tore seines neuen Museums, über das Walter Cohen bereits berichtete, und zeigte den überraschten Düsseldorfern, daß sie jetzt ein richtiges Museum haben.

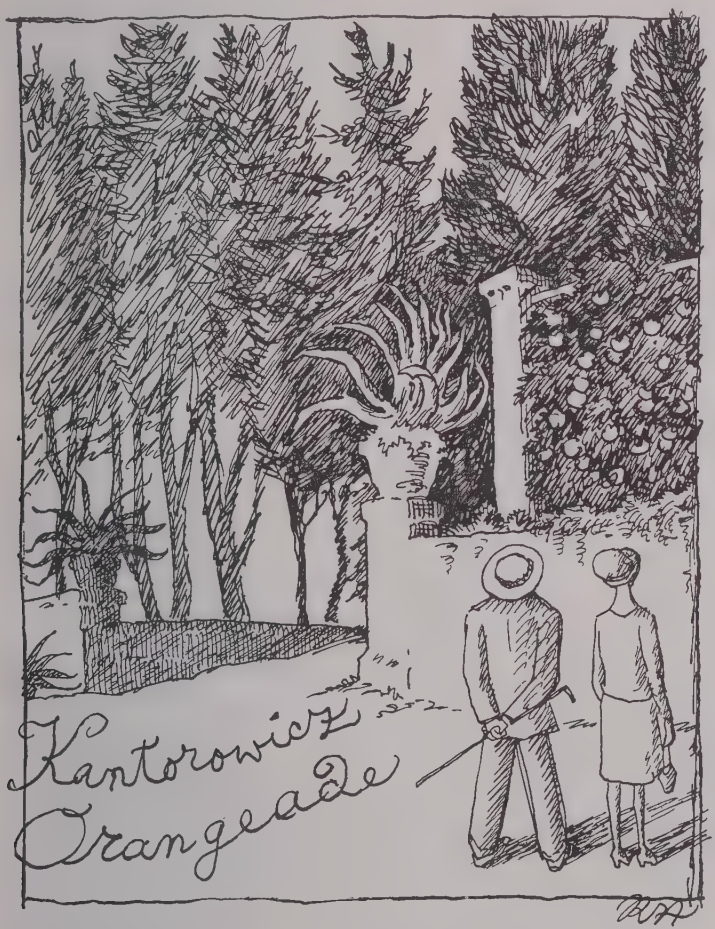
Am 4. Mai wurde in Paris der *Salon des Tuileries* in einem Holzschuppen nahe den Fortifications eröffnet.

Während man in Düsseldorf auf Parkett und Persern wandelt, ist der Pariser Fußboden Sand und Asche. Während die Düsseldorfer Wände mit Rupfen und Velvet bespannt sind, sind die Pariser Wände ungehobelte Bretterbalken und Packpapier.

Matisse hat drei neue Bilder daraufgehängt, auch Vlaminck, Utrillo sind vertreten. Aber die anderen Vedetten fehlen, doch zeigen die jungen Künstler ihre neuesten Dinge, darunter bemerkenswert die deutschen Arno Breker, der Bildhauer, und Paul Strecker, der Maler.

Zur Vernissage waren keine Minister erschienen, keine Oberbürgermeister, kein Beethoven, kein Wagner und kein Busch. Festreden gab es auch nicht. Und abends versammelten sich die Maler und ihre Angehörigen und die Sammler in dem neuen Riesencafé La Coupole, zwei Häuser vom Dôm, das

vom Dôm eine Reihe seiner Clientèle und seinen Chef übernommen hat, um Marie Vassilieff herum. Man trank und sang bis in den Morgen hinein. Von Deutschen sah man da Thormählen, Reber, v. Wedderkop, Carl Einstein, Flechtheim, Otto v. Waetjen. — Die Coupole gleicht einer deutschen Bahnhofshàlle. Sie ist allabendlich überfüllt, überfüllt sind auch die anderen alten Montpar-



Rolf v. Hoerschelmann

nasse-Lokale, der klassische Dôm, die slavische Rotonde, das mondäne Select. Montparnasse ist wieder große Mode, das Hirn der Welt. Emil Szittya sitzt da, umgeben von seinen Freunden, die seiner Weisheit lauschen, die Wilczynski ist da und die süße Karin Kluth, die Brüder Edzard umzingelt von Drachen und Felsen, wie ehemals Persephone. Yvonne George gibt manchmal einen acte de présence, Cavalcanti, Cathérine Heßling, Kiki, Chichio und Kisling und Jeanne Leger, Derain, Marie Laurencin (im Select) mit Otto und René Crevel,

der ganz verberlinert ist, gerade so wie Pierre Renoir, der bei Jouvet den Siegfried in Giraudoux' Komödie kreierte und durch seinen Verkehr mit Alfred Flechtheim die Seele des korrekten deutschen hohen Beamten voll und ganz erfaßt hat und ihn spielt, als wäre er nicht Auguste Renoirs Sohn, sondern in Magdeburg geboren. *Mops.*

Wir können alle einpacken! Granowsky bewies, daß Imitation russischer Revuearbeit noch lange keine Originalleistung ist. Nun kommt Schaljapin, fegt mit Geniegeste den Sensationstineff von der Bühne und zeigt, was Gestaltung heißt.

Belanglos, ob die einst herrliche Naturstimme hie und da an Glanz eingebüßt hat: Art und Grad ihrer Beherrschung würden genügen, um mit den vorhandenen Mitteln ein halbes Dutzend sogenannter Sänger zu versorgen.

Intensität des Tones, einzigartige Charakterisierung des Wortes, das, stets neugewandelt, auch dem Sprachunkundigen den Sinn erschließt, vor allem jedoch unerschöpfliche Ausdruckskraft in Gebärde, Haltung und Klang stempeln diesen singenden Schauspieler zu einem Phänomen, das seit Kainzens Abgang auf der deutschen Bühne nicht mehr beheimatet ist.

Unbegreiflich z. B., wie Schaljapin physischen Veränderungen gebietet: Pulsschlag, Farbe, Verfall, Erblühen, ja sogar Magerkeit, respektive Fülle blitzschnell nach Belieben reguliert.

Hervorragend übrigens Dirigent (Emil Kuper) und Chor (Lettische National-Oper) des zusammengewehten Ensembles, das, von Schaljapin einstudiert und befeuert, Momente prächtiger, schauspielerischer Durcharbeitung gibt.

Schönes Stimmaterial: russische Selbstverständlichkeit.

Schaljapins Borris, Mephisto, Don Quichotte wiedererrichteter Maßstab. *L. Th.*

Ist Deutschland das Land der Trouvaillen? Auf der Huldschinsky-Auktion erregte der Preis von 79 000 Mark, der für das „Bildnis einer jungen Frau" von Bugiardini gezahlt wurde, als für diesen Meister viel zu hoch, außerordentliches Aufsehen. Jetzt stellt sich heraus, daß dieser Bugiardini, den Duveen kaufte, die eigentliche Sensation der Huldschinsky-Auktion gewesen ist. Es liegen bereits Gutachten von Berenson und anderen Forschern vor, nach denen dieser Bugiardini ein typisches und bedeutendes Werk von *Raffael* ist, und Duveen erzählt überall, daß er für das Bild einen Auftrag bis 1 500 000 Mark gegeben hatte. *(B. Z. am Mittag.)*

Die Notiz im Aufsatz **Herbert Eulenbergs, „Düsseldorf"**, über das Düsseldorfer Kunstmuseum bezieht sich auf die Vorkriegsverhältnisse, als dieses Museum von Malern geleitet wurde, die z. B. die Nemes-Sammlung ablehnten und abwechselnd Gebhardts und Janßens kauften (durch den Erwerb der Nemes-Sammlung mit seinen Grecos usw. waren die Mittel festgelegt worden und die Düsseldorfer Kitschfabrikanten hätten ihr Absatzgebiet verloren).

Ein neuer Band des Propyläen-Goethe ist erschienen. Dieser achtunddreißigste Band umfaßt die Werke und Lebenszeugnisse des Jahres 1826, die Gedichte, die hochbedeutsamen „Tag- und Jahreshefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse", die „Biographischen Einzelheiten" usw. usw.

Kandarya-Mahadeva-Tempel in Khajuraho

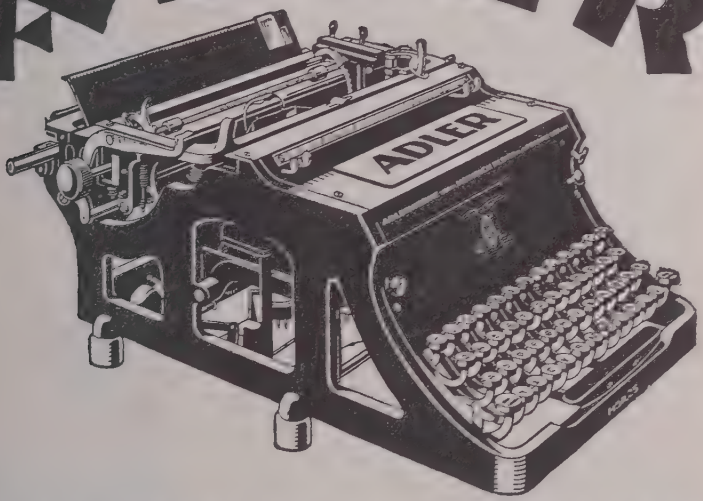
Aus Otto Fischer, Die Kunst Indiens, Chinas und Japans (Propyläen-Kunstgeschichte)

Propyläen-Kunstgeschichte

Tara, Bronzefigur aus Nepal. Berlin, Sammlung Jeidels

Schramm

ADLER



SCHREIBMASCHINEN

ADLER 25 mit einfacher Umschaltung
ADLER 7 mit doppelter Umschaltung
KLEIN-ADLER mit einfacher Umschaltung
Zweischriften- und Zweisprachen-Maschinen

ADLERWERKE
VORM. HEINRICH KLEYER A.G. FRANKFURT A. MAIN

Indien, China, Japan. In der Reihe der großen Propyläen-Kunstgeschichte ist soeben der vierte Band erschienen, der die Kunst Asiens behandelt. Da in deutscher Sprache nur einige veraltete Werke existieren, die dieses Thema zusammenfassend behandeln, so wird dieser Band den zahlreichen Freunden ostasiatischer Kunst sehr willkommen sein. Professor Dr. Otto Fischer, früher in Stuttgart, jetzt in Basel, dessen Geschichte der chinesischen Landschaftsmalerei rühmlich bekannt ist, behandelt in dem vorliegenden Werk die beiden großen Kulturkreise Indien und China-Japan mit den angrenzenden Teilgebieten und gibt unter einheitlichen Gesichtspunkten einen Gesamtüberblick, wie wir ihn bisher noch nicht besaßen. Eine längere Reise des Autors nach dem Orient ermöglichte diesem aus eigener Anschauung eine wahrhaft moderne Kunstgeschichte Asiens zu schreiben, wobei es keines besonderen Hinweises bedarf, daß die reiche in- und ausländische Spezial-Literatur eingehend berücksichtigt wurde. Wie bei den übrigen Bänden der Propyläen-Kunstgeschichte ist auch hier der größte Wert auf vorzügliche Wiedergabe der bedeutungsvollen Abbildungen gelegt worden. Der Autor hat sich bei der Auswahl der Illustrationen angelegen sein lassen, vornehmlich die kulturhistorisch bedeutsamen Werke wiederzugeben. Von den phantastischen Tempeln Indiens und seinen erhabenen Buddhagestalten bis zu den durchgeistigten Gestalten des fernen Ostens breitet ein Reigen fremder und doch anziehender Schönheiten sich vor unseren Augen aus.

Frulingçlit.

(Aus einem französischen Lehrbuch der deutschen Sprache.)

Di ältn Mentᵉl ghlëntçᵉn ĭn der Zönᵉ
Di Mötᵉnkoŭghᵉln fördᵉrn älgᵉmäch ĭr Rĕcht
Dèn Kĭndᵉr-Vaghᵉn šib't di vĕlšᵉ Bonnᵉ
Ŭnt vi vĭr vĭçᵉn, ri'cht zo manchᵉs šlĕcht

Main Ubĕrbainchᵉn šmᵉrtçt nĭcht mer zo hĕftich
Ob ess vool auchch ĭn Läplänt Mukkᵉn ghib't?
Dér Frŭlĭng nät. Ér mächt zo krĕftich.
Ich mĕchte viçᵉn, vér Dich dismäl lib't.

Stankope.

Das Buch für Ihre Sommerreise:

Balder Olden: Flucht vor Ursula

„Nach seinem Peters-Roman hat Olden hier ein erotisches Buch von gleichem Reiz geschaffen. Es wird ein Frauenbuch werden, weil es ein durchaus unsentimentaler Frauenkenner schrieb . . . und auch ein Buch für Männer, die mehr von einem Roman verlangen, als sich ein paar Stunden schöne Illusionen vormachen zu lassen."

O. E. Hesse (Vossische Zeitung).

In Leinen Mark 4.80. UNIVERSITAS-VERLAG / BERLIN W 50

DAS AUSLAND

JAPAN:

Von *Hilda Sikora.*

„Wie groß ist Ihre Familie? Womit verdienen Sie Ihren Lebensunterhalt?" Oh, ich kenne sie, die zahllosen, rücksichtslos freimütigen Fragen, die ich in Japan hunderte von Malen bis zum Ueberdruß beantworten mußte. Nicht etwa, daß der Japaner mich wirklich ausforschen will, nein, er will eben nur sein Deutsch an den Mann bringen ... Bei jeder Frage, die er stellt, blickt er mich gespannt und ängstlich an: werde ich ihn verstehen?

Mit inniger Belustigung las ich diese Zeilen des Japanreisenden. Ich bin auch einmal so hineingefallen.

Es kam einmal für kurze Zeit ein japanischer Professor an das Laboratorium, in dem ich als Zeichnerin arbeitete. Es war ein älterer, korpulenter, etwas glatzköpfiger Herr, höchst possierlich anzusehen, wenn er über die Treppe ging und dabei die Zipfel des kleinsten vorhandenen Laboratoriumsmantels, der ihm immer noch zu groß war, zierlich raffte. Er war so unheimlich höflich, so unermüdlich auf die Bequemlichkeit seiner Umgebung bedacht, daß ich mir neben ihm bald wie eine schlecht geleckte Bärin vorkam. Ich mußte in ein paar Tagen mehr Verbeugungen machen als sonst in zehn Jahren, um all die seinen zu erwidern. Bei der Begrüßung wendete er auch immer das zischende Luftschlürfen an, das zum japanischen Begrüßungszeremoniell gehört, und das Pierre Loti so unfreundlich Reptiliengezisch nannte.

Er entschuldigte sich in einem fort für alles mögliche. Als er einmal in meinem Interesse bedauerte, daß es in seinem Arbeitsraum zu heiß sei, und ich erwiderte, es sei gerade so ganz angenehm, sagte er: es sei zu freundlich von mir, es gerade so recht zu finden!

(Ilse Krapan-Akunian teilte einen ähnlichen Zug mit: Wenn ein Japaner mit aufgespanntem Schirm mit einem Bekannten spricht, der keinen hat, schließt er den Schirm oder bietet ihn an.)

In der japanischen Sprache soll es nach Pierre Loti ein Wort geben *„degosarima"*, das, an sich sinnlos, zwischen die Worte eines Satzes ein-

Der neue Ostenso-Roman!

MARTHA OSTENSO

Die tollen Carews

Roman. 308 Seiten. Leinenband M 6.—

Wie von einem großen Erlebnis diktiert und atemlos nachgeschrieben mutet der soeben erschienene neue Roman der Verfasserin von „Der Ruf der Wildgänse" und „Erwachen im Dunkel" an, diesmal die Geschichte einer seltenen Liebe, aus der Fülle äußeren Erlebens und inneren Gesichtes geschöpft, erdgewachsen und mutig gefaßt.

F. G. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien · Leipzig

geschoben wird, wenn man auf besonders höfliche Weise sprechen will. Der Herr Professor schien das deutsche „bitte" für einen glücklichen Ersatz des „degosarima" zu halten, denn er wendete es fortwährend an: „Das ist, bitte, ein Wurmei, bitte. Wollen Sie das, bitte, zeichnen, bitte", sagte er, indem er mir ein mikroskopisches Präparat zeigte.

Zu einem österreichischen Professor, der ein weitgereister Mann war und Interesse für Rassenpsychologie hatte, sagte ich: „Wir sind den Japanern nicht sympathisch", und er sah noch schwärzer: „Sie finden uns geradezu unanständig."

Der japanische Professor legte mir täglich, wenn ich in seinem Laboratorium arbeitete, alle möglichen persönlichen Fragen vor, wo ich wohnte, ob ich Verwandte hier hätte und so weiter. Von einem anderen wäre diese Fragerei in ihrer Beharrlichkeit zudringlich gewesen, aber der Japaner war so fein, ernst und zartfühlend. Ich antwortete kurz und sachlich, das war nach unseren Begriffen höflicher als etwa ein Ausweichen. Ich fragte mich: Will er sich im Deutsch üben? Dazu spricht er es viel zu gut. Oder meint er ein Gespräch unterhalten zu müssen? Daß ihm aber dann nur solche Banalitäten einfallen! Ich versuchte ein paarmal, interessantere Themen anzuschneiden durch Gegenfragen, zum Beispiel über den Stand der Lichtbildkunst bei ihm in Japan. Sogleich wurde er zugeknöpft, als gäbe es ein Geheimnis zu hüten. Seine Antworten waren so betont ausweichend, geradezu raffiniert nichtssagend, daß ich gekränkt das Fragen bleiben ließ. War es denn zu kühn von mir, den bejahrten, berühmten Gelehrten nach so kurzer Bekanntschaft um Belehrung über Japanisches anzugehen? Verbirgt sich unter seiner Liebenswürdigkeit Hochmut? Unmöglich! Dabei fiel mir auf, daß er heiter und zuversichtlich das Verhör zu beginnen pflegte. Ich antwortete ohne Weitschweifigkeit, aber mit Geduld. Ihn schien jedoch etwas aus dem Konzept zu bringen. Er wurde unsicher, zögerte, überwand eine Art Widerwillen gegen seine eigene Fragmanie und präsentierte die letzte Frage von fern wie mit der Feuerzange. Dann verstummte er, ohne seine Verstimmtheit zu verbergen. Er überwand sie allerdings schnell wieder; wenn ich ihn dann etwas wegen der Arbeit zu fragen hatte, ward er sogleich wieder freundlichen Gesichtes, das hob aber nur noch schärfer hervor, daß ihm an meinen Antworten etwas nicht paßte. Aber was, um Himmels willen?

Erst lange nach seiner Abreise fand ich die Erklärung durch eine Stelle in Lafcadio Hearn, die ich zwar schon gekannt, aber leider wieder vergessen hatte: *„Die Japaner pflegen Freunden und Bekannten alle möglichen Fragen nach den privatesten Dingen vorzulegen, gleichsam, als sei auch das Banalste, sobald es den Betreffenden angeht, für sie von tiefstem Interesse. Der gute Ton aber gebietet unbedingt, solche Fragen in der allgemeinsten, ausweichendsten Weise zu beantworten."* Ach, wie naiv-ungezogen war es von mir, auf die Frage, ob ich mit der Hochbahn fahre, geantwortet zu haben: „Ja, zweimal täglich"; die der japanischen Etikette gemäße Antwort wäre gewesen: „Die Hochbahn ist ein ausgezeichnetes Beförderungsmittel, alle zehn Minuten fährt ein Zug!" Wäre ich wenigstens schnippisch gewesen und hätte ihm das Fragen

durch foppende Antworten verleiden wollen: durch die japanische Brille hätte das sehr wohlerzogen ausgesehen!

Der Japaner fragt, wohin man geht; man glaubt sackgrob zu sein, wenn man (wie es dem vorhin erwähnten Reisenden einmal passierte) sagt: „Zum Teufel!" Der Japaner findet, daß das ein sehr feines und höfliches Ausweichen auf eine nicht ernst gemeinte Frage ist, und fragt bescheidentlich: „Oh, zum Teufel! Darf ich mitgehen?"

Will der Weiße aber höflich nach der Mode seines eigenen Landes sein und antwortet sachlich, so verschnupft das den Japaner so, als ob wir einen Bekannten obenhin fragen „Wie geht's?", und er schildert uns seine Hühneraugen, Magenverstimmungen usw., als ob wir ernstlich davon wissen möchten. Obendrein ist die Antwort „Zum Teufel" im japanischen Sinn auch bescheiden, denn bei dem haben gute Menschen bekanntlich nichts zu suchen, und die Japaner redeten angeblich, wenigstens in früheren Zeiten, von sich und ihrer Familie: „Ich Dummkopf" und „Meine Schwester, die Gans".

Wenn ich für einen Japaner gearbeitet hatte, wollte er sich erkenntlich zeigen (meist durch ein Geschenk) — trotzdem es in der Dienstzeit war und ich ohnedies Gehalt dafür bekam. Wenn man nichts annehmen will, sind sie gekränkt.

Als seine Arbeit zu Ende war, lud mich der japanische Professor zu einem kleinen Fest ein, das er veranstalten wollte; er erklärte mir, er wohne in einer Familienpension bei einer Baronin. Ich lehnte, mit innerem Bedauern, ab, aus

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT

DIE BÖTTCHERSTRASSE

Eine Zeitschrift für einen neuen Zeitbegriff

Bedeutende Dichter, Künstler und Gelehrte aller Kulturstaaten vereinigen sich, um der in Tageserlebnissen aufgelösten Gegenwart wieder die große Bindung zwischen Vergangenheit und Zukunft bewußt und wirksam zu machen. Diese Bindung der Epochen wird zu einer Brücke der Nationen und zur Begegnung ihrer großen kulturbestimmenden Kräfte in Dichtung, Kunst, Wissenschaft

Bestellungen von Einzelheften (RM 4.–) und Jahres-Abonnements (12 Hefte RM 42.–) nehmen entgegen alle guten Buchhandlungen oder der

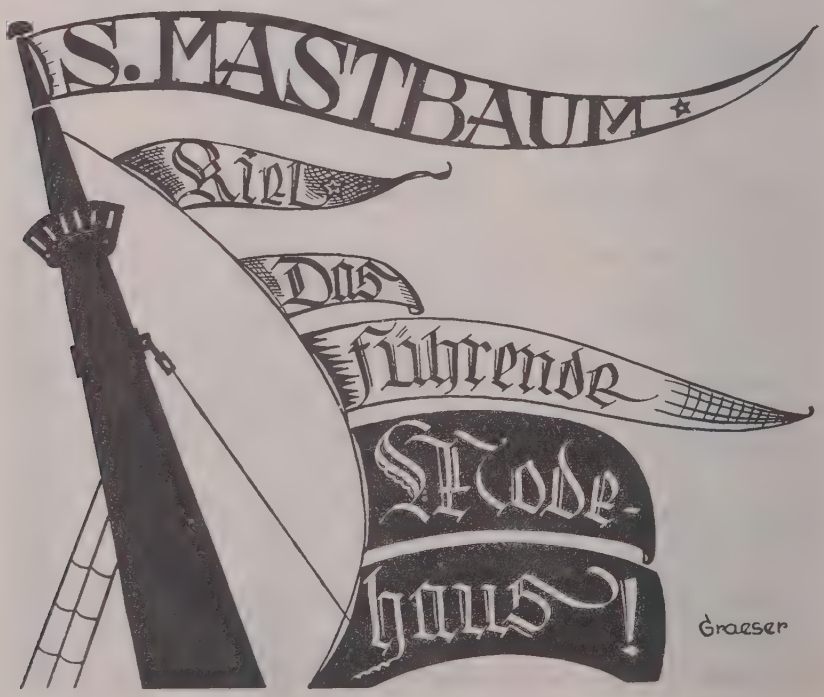
ANGELSACHSEN-VERLAG GMBH. / BREMEN
SCHLEIFMÜHLE 63

einem nebensächlichen Grunde. Ich war ungewandt, vielleicht klang meine Absage zu kurz. Der Japaner richtete sich plötzlich kerzengerade auf; sein sonst so beherrschtes Gesicht wurde ein paar Sekunden lang belebt und in edler Entrüstung wunderbar schön, trotz Stumpfnase und schiefen Augen. Er sagte: „Meine Wirtin ist eine anständige Frau!“ Auf jedes Mißverständnis gefaßt, erschrak ich nicht einmal. Ich fand den rechten warmen Ton, ihn nochmals meiner Dankbarkeit für die Einladung zu versichern und meines Bedauerns, sie nicht annehmen zu können. In schweigender Entrüstung wandte er sich ab. Später erst begriff ich, daß er wirklich seine mir ganz unbekannte Wirtin häßlich gekränkt glaubte und ein Wort der Entschuldigung gegen sie verlangt hatte. Und ich „hatte es verweigert“. — Solche tiefen, kleinen Mißverständnisse sind das Alltägliche zwischen Rassefremden.

Uebrigens zeigte ich dem Professor einmal die besten meiner Zeichnungen. Er sagte: es seien vielleicht die schönsten Zeichnungen der Welt! Von einem anderen hätte es mich geärgert. Er aber machte hinter der Brille kummervolle, unsichere Augen dazu; es war ein hoffnungsloser Versuch, das Rechte zu treffen. Er fühlte auch, daß von Mensch zu Mensch etwas fehlte — der Leitungsdraht der Konvention.

Wenigstens ihm fehlte er.

Er war eine der sympathischsten Gestalten, die je meinen Weg kreuzten; ich aber muß ihm roh und böse erschienen sein ...



ITALIEN:

Grasset kauft. Curzio Malaparte sitzt bei Grasset, der eben die Verträge zur Gründung einer Kollektion des auteurs Italiens unterzeichnet hat. Malaparte schlägt Titel vor. Und nach jedem Titel fragt Peyronnet, Verlagsdirektor:

— Combien de pages?

— 200, 250, 300...

— Accepté.

Endlich kommt der „Diavolo al Pontelungo" von Ricciardo Bocchelli an die Reihe.

— Combien de pages?

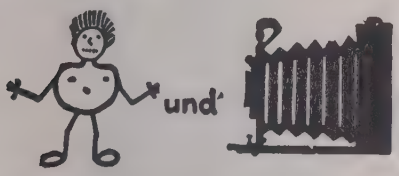
— 700 pages.

— Oh là là — c'est beaucoup trop long!

— Oui, erwidert Malaparte, mais on peut le raccourcir. On l'appellera il Diavolo al Pontecorto.

Drei Regeln für Abbrändler (mitgeteilt im brennenden Dorf Nassereit, vom bereits angesoffenen Bürgermeister eines Nachbarorts).

1. Alle Versicherungspolicen bezahlen.
2. Einen Wintertag wählen, damit Wassermangel herrscht.
3. An einem windigen Tag in der Richtung gegen den Wind gehen und — den Nachbarhof anzünden.



Kulturmenschen kleiden sich gut
----- und photographieren

Sie glauben vielleicht, das Photographieren wäre schwer zu erlernen! Wir sagen Ihnen, daß es leicht und auch billig ist. Vertrauen Sie beim Kauf einer Photokamera unserer Fachkenntnis und der Erfahrung, die wir in langjähr. Versand photographischer Apparate gesammelt haben.

Wir liefern mit 1/3
Anzahlung, Rest 3-6 Monatsraten
ohne Mehrberechnung und ohne Zinsen zum Originalistenpreis. Gerne senden wir jedes gewünschte Kamera-Modell

5 Tage zur Ansicht

Katalog mit 84 Seiten kostenlos

PHOTO-PORST, NÜRNBERG 180

Lorenzerplatz 15, 17 und 19

DEUTSCHLANDS GRÖSSTES PHOTO-SPEZIALHAUS

Film: Die Zensur für Tirol und Vorarlberg hat den Lubitschfilm „So ist Paris" als künstlerisch wertlos und moralisch bedenklich verboten.

Scialoja indiskret. Sitzung im Völkerbundsrat, Genf. Vandervelde spricht seit einer guten halben Stunde. Man wird nervös. Da neigt sich Briand, der gerade neben dem Vertreter Italiens sitzt, zu Scialoja und sagt:

Il est sourd. Il n'entend pas ce qu' il dit.

D'Annunzio im Poetengewand. In der Kommandantur, Fiume, läuft D'Annunzio im P y j a m a auf und ab.

Abends, aus dem Fenster schauend, hört er einen Ardilo, einen seiner Sturmtruppler, wie er geheimnisvoll zu Legionären, die einen Kreis bilden, sagt:

Oggi ho visto il Commandante vestito da poeta ...

(Heute habe ich den Kommandanten gesehen, gekleidet als Dichter ...)

D'Annunzio über sich selbst. Achtzehnjährig schrieb D'Annunzio, auf Ferien in Pescara, an seinen Studienkollegen Fontana aus Mailand:

Was tust Du? Ich reite, fechte, mache schönen Damen den Hof. Sehr gefalle ich den Frauen, weil ich blond bin und Dichter. Grüße mir das highlife mit Veilchenaugen. Dein Gabriele.

Cesare Meano interpretiert: Man hätte sich den Ausdruck «mit Handschuhen anfassen» abgewöhnen müssen, seit Boxen en vogue ist.

Luigi Pirandello hatte, glücklicherweise ohne ernste Folgen, einen Autounfall. Die Fiera Letteraria gibt jetzt eine aufklärende Schilderung:

Pirandello saß am Volant, die Schauspielerin Marta Abba neben ihm. Trotz winterlicher Kühle heiterer Himmel und laue Mittelmeerbrise. Marta Abba ist nervös. Offenbar weiß sie etwas, bemüht sich, es geheimzuhalten. Endlich, an einer scharfen Kurve, verliert sie die Fassung und sagt zu Pirandello, der gerade achtzig Kilometer fährt:

Sai? Il premio Nobel l'ha preso Grazia Deledda.

Im nächsten Augenblick rammte das Auto (Ansaldo) einen Autobus.

Futuristen. F. T. Marinetti, von Notari zur Mitarbeit an der Collezione Nazionale dei Classici Latini eingeladen, akzeptiert und übernimmt es, die Germania des Tacitus zu übersetzen.

Von der Fiera Letteraria interviewt, welche Erwägungen ihn zur Wahl dieses Autors bewogen haben, antwortet er:

1. Der Futurist muß immer dermaßen auf Synthese erpicht sein, daß er schließlich auch Tacitus schlucken kann, ohne im aufgewirbelten Staub der Historie zu ersticken.

Paul Klee:
Die Erfinderin
des Nestes

DIE KUNST UNSERER ZEIT

Ein erster Versuch, Klärung in das Chaos der Kunst unserer Zeit zu bringen, das Wertvolle vom Wertlosen zu scheiden, Absichten und Ziele der modernen Malerei und Plastik aufzuzeigen, ist Carl Einsteins Werk »Die Kunst des 20. Jahrhunderts«.

Wer die Kunst unserer Zeit wahrhaft verstehen will, lese dieses Buch! Es erschien soeben in zweiter Auflage! 208 Seiten Text, 387 Abbildungen, 20 Kupfertiefdruck-Tafeln und 20 mehrfarbigen Tafeln. — Preis in Halbleinen 48 M, in Halbleder 52 M.

IM PROPYLÄEN VERLAG

2. Ueberdies ist Tacitus Meister des intensifizierten Wortes, der futuristischste Autor von Altrom, und sogar viel futuristischer als die meisten modernen Autoren.

3. Es gilt zu beweisen, daß wir Futuristen unsere Forderung nach freier ungehemmter Neuschöpfung der Sprache keineswegs auf die Unkenntnis der Wurzeln unseres Idioms gründen.

4. Tacitus hat das wilhelminische Deutschland prophezeit — und ist darum heute noch aktuell.

Deutsche Avantgarde in Rom . . . In der Biblioteca Vittorio Emmanuele IIo in Rom gibt es deutsche Dadaisten, Futuristen, Expressionisten, alles. Aber etwas gibt es dort, wovon man selbst in Deutschland noch nichts ahnt, eine neue deutsche Lyrik, die fast ausschließlich aus mathematischen Formeln, Differentialen usw. besteht. Die Anthologie dieser Kunstart wird unter der Rubrik „Liriche moderne" geführt und heißt: Grundwasserdichtungen . . . Vielleicht macht das Werk Schule . . .

Aus Faidutti, Lehrbuch der Geographie für höhere Mädchenschulen, 1927, Bologna (I. Band, Europa), Seite 7, II. Kapitel: Die Alpen. „Die Alpen sind ein gewaltiger Gebirgszug, den Gott in seiner unermeßlichen Weisheit und Vorsicht aufgerichtet hat zwischen uns und der Wut der Fremden (rabbia dei barbari . . ." *(Mitgeteilt von Edm. Kauer.)*

Unerhört billiges Sonderangebot!

Welch heiße, flammende Worte der Liebe liegen in dem Titel

BOCCACCIO DEKAMERON!

Dieses Werk ist nicht einfach eine Sammlung von 100 Erzählungen, sondern eine amüsant gestaltete Zusammenstellung des Allzumenschlichen, der Liebe. Unsere Ausgabe enthält entzückende mehrfarbige Kunstdrucke und ist unerhört billig! **Boccaccio Dekameron** mit vielen ganzseitigen, mehrfarbigen Illustrationen von Hanns C. Pflug. 4 Bände in künstlerischem Ganzleinen mit reicher Goldprägung, 1057 Seiten stark, auf blütenweißes Papier gedruckt. Gesamtpreis **statt RM 12.— für alle 4 Bände nur RM** solange die von mir erworbenen Restvorräte reichen. **7.-**

Weiterhin dürfen in keiner Bibliothek fehlen:

Geschlecht und Liebe

in biologischer und gesellschaftlicher Beziehung von dem bekannten Leiter der Sexualberatungsstelle im Institut für Sexualwissenschaft in Berlin Dr. med. Max Hodann. 280 Seiten Text und 19 Abbildungen. Preis **in Ganzleinen gebunden RM 10.—.**

Reigen-Probebände

enthaltend 5 Hefte der galanten Zeitschrift „Reigen" mit den fabelhaftesten, pikanten Bildern. Ansicht einzeln bezogen RM 7.50 **für nur RM 2.— in 1 Band gebunden.**

Nur zu beziehen gegen Nachnahme oder Voreinsendung, auf Wunsch auch gegen bequeme monatl. Raten durch:

L. Schumann Nachf., Versandbuchhandlung, Leipzig O. 30

Neustädter Straße 40. Postscheckkonto Leipzig Nr. 58693. Fernsprecher Nr. 65666

SCHALLPLATTEN-QUERSCHNITT

Kirchliche Musik.

„Die Himmel rühmen" sowie *„Gottes Macht und Vorsehung" (Beethoven-Moldenhauer). Berliner Lehrergesangverein, Dirig.: Rüdel. Odeon 6580.* — Eine Chor-aufnahme, wie sie sein soll, ohne jede störende Beigabe der sonst so oft hörbaren Raumleere.

„Ein' feste Burg ist unser Gott" (Dr. Martin Luther) und *„Nun danket alle Gott" (Joh. Crüger, 1598—1662). Welte-Orgelsolo: Paul Mania. Odeon 2362.* — Von der fabelhaft ausbalancierten Akustik des neuen Lindström-Aufnahmesaales legt diese wunderschöne Orgelplatte beredtes Zeugnis ab.

„Iphigenie in Aulis" (Gluck), Festgesang, und *„Drei Sterne" (Weber). Basilica-Chor v. St. Hedwig unter Pius Kalt. Grammophon 62 632.* — Es ist ein Vergnügen, dem transparenten Klang unseres berühmten Chorus eccl. Stae. Hedwigae zu lauschen.

„Uwzel" (Lewandowsky) und *„Wischomru" (Birnbaum-Czenstochow), Synagogenchor des Berliner Friedenstempels. Odeon 2334.* — Dies Rembrandtsche Clair-obscur hebräischer Musik kontrastiert phantastisch mit jenen westlichen Helligkeiten.

„Hear my Prayer" und *Arie aus dem 55. Psalm (F. Mendelssohn-Bartholdy). Chor der „Temple Church", London. Electrola E. H. 79.* — Weltliche Heiterkeit liegt über diesem selten gebotenen Psalm. Weiche Stimmen, gutes Solo.

„Tui sunt Coeli" (de Lasso) und *„Machet die Tore weit" (Hammerschmidt). Basilica-Chor unter Pius Kalt. Grammophon 66 673.* — Erfreulich durch Schwung und Klarheit.

„Kommt, ihr Töchter" ... Anfangschor der „Matthäuspassion" (J. S. Bach). Philharmonischer Chor, Staatskapelle, akad. Jugendchor. Dirig.: Siegfried Ochs. Electrola E. J. 195. — Soldateske Exaktheit, frische Tempi.

Orchester.

„Deutsche Tänze" (Mozart). Zusammengestellt von Steinbach. Staatskapelle unter Blech. Electrola E. J. 192. — Wer vermöchte sich dem Zauber dieser einzigartigen Schöpfungen zu entziehen?

„Troubadour" Fantasie (Verdi), gespielt von Kgl. Holländischer Militärkapelle. Parlophon 9236. — Stramme Holzbläser, überfettetes Blech verholländern lehrreich lateinisches Melos.

„Tod und Verklärung" (Richard Strauß). Berliner Sinfonie-Orchester. Dirigent: Gmd.) Schuricht. Homocord 4-8828/29.* — Sehr interessante Aufnahme! Verblüffende Unmittelbarkeit instrumentalen Timbres. (Harfen, Holzbläser!)

„Ungarischer Marsch" aus „Fausts Verdammnis" (Berlioz) und *„Tannhäusermarsch". Berliner Philharmoniker unter Blech. Electrola E. J. 216.* — Was die trefflichen Philharmoniker zu leisten vermögen, zeigt diese mannhaft-virtuose Interpretation des selten gespielten Berlioz.

„Pique Dame" (Tschaikowsky), Fantasie, gespielt vom Dajos-Béla-Orchester. Odeon 06557. — Sympathische Wiedergabe dieser aus slawischen und mozartesken Elementen gemischten Musik.

---

*) Abkürzung für Generalmusikdirektor.

„Carmen"-Vorspiel (Bizet). Orchester der Opéra Comique, Paris, Dirigent: Cloetz. Odeon 2903. — Flüssige Nüchternheit! Man vergleiche dagegen die inhaltreiche „Carmen"-Ouvertüre deutscher Kapellmeister (etwa Blechs).

„Kaiser-Walzer" (Johann Strauß) und *„Ganz allerliebst" (Waldteufel). Homocord-Streichorchester. 4-8860.* — Unbestreitbares Verdienst, entlegene Weisen so vorzüglich herauszubringen.

„Der Vogelhändler" (Zeller), Potpourri, gespielt von Dajos Béla und seinem Orchester. Odeon 0-6592. — Allerliebste Unterhaltungsmusik für leichte Sommerabende.

„Brahms-Sinfonie", C-moll, 1. Satz. Sinfonie-Orchester unter Klemperer. Parlophon 9812. — Grüblern sei die sinfonische Sachlichkeit dieser technisch besonders gut geratenen Platte empfohlen.

Tanz.

„Was sollen wir tun?" und *„Creolisches Wiegenlied", Fox-Trot. Jack Hylton mit seinem Orchester. Electrola E. G. 709.* — Der federnde Schmiß dieser melodiösen Bravour entzückt.

„The Song is ended", Engl. Waltz, und *„Eine schöne weiße Chrysantheme", Yale, Fred Bird m. s. Band. Homocord 4-2544.* — Entwienerte Walzerseligkeit, prächtiges Saxophon.

„Swanee Shore" und *„Miß Anabelle Lee", Fox-Trot. Ben Bernie and his Hôt.-Roosevelt-Orchestra. Brunswick A 7518.* — Komische Signaleffekte und Dampferatmosphäre.

„Is it possible?", Fox-Trot, und *„Tired Hands", Valse. B. Etté mit seinem Orchester. Vox 8613.* — Dem langurösen Valse kommt die deutsche Nuance sehr zustatten.

„Prudy", Fox-Trot, und *„Polly", Slow-Fox. Zes Confrey mit seinem Orchester. Electrola E. G. 738.* — Charmante Stücke mit äußerst flotter Klavierbegleitung.

„Thinking of you" und *„Up in the clouds", Fox-Trot. Harry Archer and his Orchestra. Brunswick A 7586.*
Seriös angehauchter Trot mit interessanten rhythmischen Kombinationen.

„Thinking of you" und *„Up in the clouds", Fox-Trot. Harry Archer and his Orchestra. Electrola. E. G. 739.* — Hübscher Tenor. Ueberraschend polyphone Wendungen.

„Lady Mary": Zwei Trots, gespielt vom Hotel-Astor-Orchestra unter Fred Rich. Columbia 4764. — Ländlich-derbes Blasmilieu, unbekümmert um Klangveredlung.

„Breeze" und *„Shine on, Harvest Moon", Fox-Trots. Carters Orchestra with Vocal-Chorus. Brunswick A 7526.* — Vage Erinnerung an bekanntes Melos, reizvoll verarbeitet und ausgezeichnet gespielt.

„Here comes the show boat" und *„Go home and tell your mother", Fox-Trot. The six Jumping Jacks. Brunswick A 7562.* — Frisch-fröhliches Jazzen mit dem unvermeidbaren Getute und Quaken.

Diversa.

„Kaukasische Suite" (Ipolitor-Iwanow). Georges Boulanger-Orchester. Vox 8616. — Ungemein suggestiver Rhythmus! Fernöstliche Klangbrise!

„Empfang Lindberghs in Washington". Begrüßung und Festzug. Electrola E. G. 722. — Dies Kuriosum läßt uns in atemraubender Direktheit an dem historischen Ereignis teilnehmen.